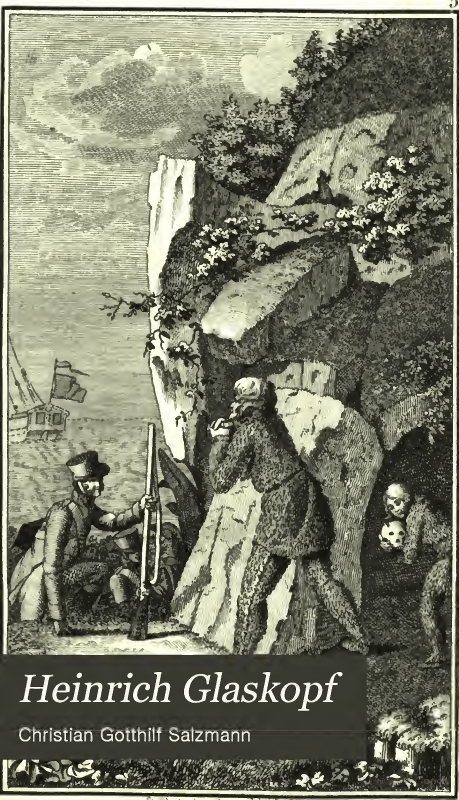
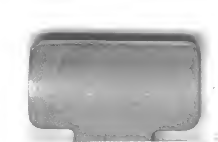
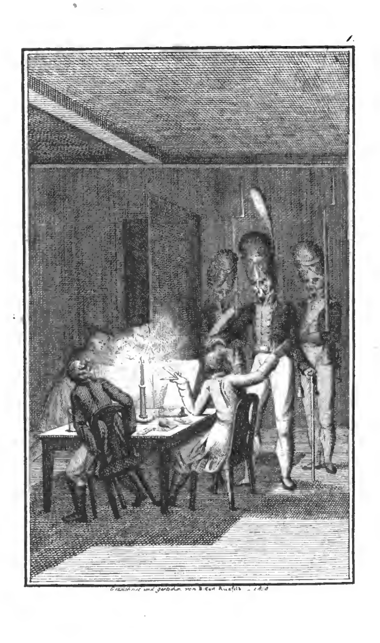

Heinrich Glaskopf
Christian Gotthilf Salzmann


EX LIBRIS
FRANC·COM·A THVN·HOHENSTEIN
TETSCHEN





1.



Gezeichnet und gestochen von B. Carl Ausfeld

# Heinrich Glaskopf.

## Ein Unterhaltungsbuch

für

die Jugend

von

Christian Gotthilf Salzmann.

Mit sechs Kupfern.

Schnepfenthal,
in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt.
1820.

## Vorerinnerung.

Der Beyfall, mit dem man die Geschichte aufgenommen hat, welche unter dem Titel: „Joseph Schwarzmantel, ein Unterhaltungsbuch für die Jugend, von C. G. Salzmann" aus dem Boten aus Thüringen besonders abgedruckt wurde, hat die Veranlassung gegeben, daß auch von nachstehender Erzählung aus dem Jahrgange 1810 des erwähnten Volksblatts, ein Abdruck für die Jugend besorgt worden ist, bey dem man, so wie beym Schwarzmantel, das weggelassen hat, was für Kinder nicht unterhaltend oder nicht passend war.

Man ist überzeugt, daß dieses Büchelchen die jungen Leser angenehm unterhalten wird, und wünscht, daß dabey die in der Erzählung enthaltenen Wahrheiten und Belehrungen mögen aufgefaßt und beherzigt werden. Der Verfasser derselben schrieb nie bloß um zu unterhalten; der Hauptzweck seiner, von der Jugend sowohl als von Erwachsenen so gern gelesenen Schriften war immer, zu belehren.

Schnepfenthal, im Juli 1820.

Die Buchhandlung der Erziehungsanstalt.

## Der unglückliche Abend.

Heinrich Glaskopf, den die Leser bald näher werden kennen lernen, hatte den ganzen Abend unglücklich gespielt. Eben sagte er wieder ein Solo in Schellen an, als ein Corporal mit zwey Gemeinen in die Stube trat und ihm ankündigte daß er ihr Recrute wäre und sogleich mit ihm gehen müßte. Glaskopf erschrak, daß er die vier Madators aus den Händen fallen ließ. Ich dein Recrut? sagte er, ich glaub du bist ein Narr! — da statt der Antwort der Corporal ihm mit dem Stocke drohete und Miene machte ihn auf seinen Rücken fallen zu lassen, so ergab er sich in sein Schicksal. Während dieses vorging, hatten Glaskopfs Spielgesellen sich schnell aus dem Staube gemacht, weil sie besorgten, es möchte eine ähnliche Einladung auch an sie ergehen.

Glaskopf wurde auf die Hauptwache gebracht, wo man ihm sein Lager auf einer Britsche anwies.

Ich muß ein Bette haben, sagte er unwillig. Auf so einem Hundelager kann ich nicht liegen.

Ein Hundelager? sagte der Corporal. Meinst du daß wir Hunde sind? müssen wir nicht alle Nächte, wann wir die Wache haben, hier schlafen? Gleich halte das Maul, oder ich — indem er den Stock in die Höhe hob.

Glaskopf wollte sich wehren, aber die übrigen Soldaten sprangen zu, warfen ihn nieder, und der Corporal zählte ihm zehen auf den Theil des Leibes auf welchem er zu sitzen pflegte. Das nimm zum Anbisse! sagte der Corporal. Sobald du wieder muchsest, so bekommst du dreymahl so viel.

Da hörte er denn auf zu reden, aber das Brummen und Knurren dauerte fort, bis die Glocke drey schlug. Da kam die Order zum Aufbruch. Der Lieutenant von Wünschelruthe führte den Recrutentransport. Kaum hatte er sich gezeigt: so kam Glaskopf zu ihm und sagte: Herr Lieutenant! wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich zu meinem Vater gehe und von ihm Abschied nehme?

L. Daraus wird nichts.

Gl. Ich kann doch nicht weggehen wie der Ratz vom Taubenhause.

L. Ey da schreib deinem Vater aus dem nächsten Quartiere einen Brief, das pflegt der Ratz nicht zu thun.

Gl. Ich muß aber schlechterdings erst zu meinem Vater, weil ich noch allerley mit ihm abzumachen habe.

Der Lieutenant drehete sich um ohne ihm zu antworten. Glaskopf aber trat vor ihn und sagte: wenn Sie mir nicht trauen, so geben Sie mir eine Ordonanz mit.

L. Ein für allemahl, daraus wird nichts, du marschirst, und läßt deinen Vater Vater seyn.

Gl. Das ist aber doch recht einfältig.

L. Einfältig? Kerl weißt du, wen du vor dir hast? weißt du nicht, daß ich dein Offizier bin? Jetzt will ich dir es noch einmahl lassen hingehen, sobald du aber wieder räsonnirst: so sollen dich ein Paar Corporale Mores lehren. Marsch! Sogleich wurde aufgebrochen. Kaum aber war der Zug an die Ecke von der langen Gasse gekommen — wup! da war Glaskopf um die Ecke herum, und suchte in der Dämmerung zu entwischen. Aber der Lieutenant von Wünschelruthe, der so etwas mochte geahnet haben, hatte schon die nöthigen Maßregeln auf diesen Fall getroffen. Kaum war Glaskopf einige Schritte gelaufen: so stieß er auf ein Paar Solda-

ten, die ihn bey der Brust faßten, und ihn zwangen, wieder umzukehren.

Bindet dem Schurken die Hände auf den Rükken und werft ihn auf den Karren! sagte der Lieutenant, und es geschah also.

## Glaskopf kommt nicht zum Frühstück.

Unterdessen hatte Glaskopfs Vater eine angenehme Ruhe gehalten. Zwar hatte er seinen Sohn bey dem Schlafengehen vermißt; da er aber wußte, daß derselbe bisweilen die Nacht bey dem Kartenspiele zubrachte: so muthmaßte er nichts Arges, schloß die Thür zu, nahm sein Gebetbuch, las seinen Abendsegen und ging dann flugs und fröhlich schlafen.

Erst da er den folgenden Morgen den Kaffee zu sich nehmen wollte, bey dem sich sonst das Söhnchen pünctlich einzufinden pflegte, wurde er bänglich, da dieses außen blieb. Er wartete noch eine Viertelstunde, in der Hoffnung, daß das Söhnchen zurückkehren würde. Da er nun jemanden zur Treppe herauf tappen hörte, fing er an einzuschenken. Statt Heinrichs trat aber einer seiner Spielkameraden in die Stube. Guten Morgen Herr Glaskopf! sagte er.

Gl. Guten Morgen! Hat Er meinen Sohn nicht gesehen?

C. Freylich habe ich ihn gestern Abend gesehen, vielleicht das letzte Mahl in meinem Leben.

Gl. Je daß Gott im hohen Himmel erbarme! ist ihm denn ein Unglück begegnet?

C. Weiter gar nichts, als daß ihn die Soldaten zum Recruten mitgenommen haben,

Gl. Meinen Sohn? zum Recruten? wo ist er?

C. Das weiß ich nicht. Heute drey Uhr sind alle Recruten zum Thore hinaus geschafft worden.

Gl. So schlage Pulver und Bley drein!

Sogleich zog er sich an und lief zum Commandanten. Hier wurde er aber nicht vorgelassen, sondern um elf Uhr wieder bestellt.

Bey seinem Eintritte empfing ihn der Commandant sehr ernsthaft und fragte: was bringt Er mir denn, Meister Glaskopf?

Gl. Was sollte ich Ihnen denn bringen, gnädiger Herr, das Sie nicht hätten. Sie haben meinen Sohn unter die Soldaten nehmen lassen!

C. Das habe ich allerdings gethan. Wenn Er vielleicht gekommen ist, ihn loszubitten, oder loszukaufen: so bedaure ich, Ihm sagen zu müssen, daß Seine Bemühung ganz umsonst ist.

Gl. Sie wissen aber vielleicht nicht, daß es mein einziger Sohn ist? Haben Sie denn nicht in der Landesordnung gelesen, daß bey der Einberufung zum Kriegsdienste die einzigen Söhne frey seyn sollen?

C. Das habe ich wohl gelesen. Aber zwischen Einberufung und Einberufung ist ein Unterschied. Wenn Leute einberufen werden um unsere Armee vollzählig zu machen: so werden die einzigen Söhne verschont; jetzt wird aber ein Regiment ausgehoben, das ins Ausland in fremden Sold gegeben werden soll, und da müssen wir auf ganz andere Dinge Rücksicht nehmen.

Gl. Aber auf was denn für Dinge? gnädiger Herr! ich bitte Sie.

C. Auf die Lüderlichkeit, wenn er es ja wissen will. Der Wille unsers gnädigsten Landesherrn ist, daß die gegenwärtige Ausnahme das Land von lüderlichen Leuten, von Taugenichtsen befreyen soll.

Gl. Um Gottes Willen! Gnädiger Herr! Sie werden ja meinen Sohn nicht unter die lüderlichen Leute, unter die Taugenichtse rechnen?

C. Worunter denn sonst? ich habe mir eine Liste von allen lüderlichen Leuten in meinem Bezirk einreichen lassen. Wer da oben an stand, das war Heinrich Glaskopf. So heißt doch Sein Sohn?

Gl. So heißt er allerdings. Aber halten Sie mir zu Gnaden, da sind Sie ganz falsch berichtet.

C. Nicht räsonnirt! Meynt Er, daß ich ein altes Weib bin, das sich Nasen drehen läßt? Was treibt denn Sein Sohn für ein Geschäft? keins. Wo hält er sich auf? in Schenken und Wirthshäusern. Was thut er da? er säuft, spielt in der Karte, und verführt ehrlicher Bürger Söhne. Ist das wahr? oder ist es nicht wahr?

Gl. So schlimm wird es ja nicht seyn. Und wenn mein Heinrich ja nicht immer ordentlich gelebt hätte: so ist er ja ein junges Blut. Wenn erst die Jahre kommen so wird schon der Verstand —

C. Schwatze Er nicht solch albernes Zeug. Jung gewohnt, alt gethan. Wenn man Seinen lüderlichen Sohn länger laufen läßt: so nimmt er am Ende eine Frau, und bekömmt Familie die wieder eben so lüderlich ist, wie er, und die hernach dem Staate zur Last fällt.

Gl. Sehen Sie doch aber nur meine grauen Haare an!

C. Ich sehe sie an. Ich muß sagen, daß Er einen hübschen Graukopf hat. Aber was will Er mit Seinen grauen Haaren?

Gl. Sie werden doch wohl dem alten Graukopfe nicht seine einzige Stütze nehmen?

C. Er wird doch wohl nicht glauben, daß Sein lüderlicher Sohn Seine Stütze ist? Gott im Himmel bewahre alle Grauköpfe vor solchen Stützen! Wo ist denn das Capital, das er bey der Rattenhäuser Gemeine stehen hatte? Wo die 150 Rthlr., die er an Nikolaus Gelbschnabel ausgeliehen hatte? Hat nicht Sein Sohn alle dieß Geld durchgebracht? damit Er nicht am Ende darben müsse und vom Ungeziefer gefressen werde, deßwegen hat man seinen ungerathenen Sohn fortgeschafft. Thut Ihm dieß weh, so kann ich weiter nicht helfen, warum hat er ihn nicht besser erzogen.

Gl. Aber sollte es denn nicht für Geld —

C. Für kein Geld.

Gl. Ich bitte nochmahls unterthänigst.

C. Er geht!

Gl. Aber erlauben Sie —

C. (Mit stärkerer Stimme) Er geht!

Und er ging.

## Glaskopf wird gezüchtigt.

Während Meister Glaskopf ging, fuhr sein Sohn; doch wäre er lieber gegangen, wenn es auf ihn angekommen wäre.

Als der Zug der Recruten Nachmittags in einer Festung ankam, wurde er dem Hauptmann

Benetnasch übergeben, der sich sogleich erkundigte, wer der Arrestant sey, und was er verbrochen habe?

Lieutenant Wünschelruthe erzählte es ihm ausführlich.

Darauf befahl der Hauptmann, daß man ihn sogleich über eine Schütte Stroh legen, und ihm 25 Stockschläge aufzählen solle.

Gl. Herr Hauptmann! ich bitte Sie um Gottes Willen, wo haben Sie denn Ihre Gedanken? 25 Stockschläge wollen Sie mir geben lassen? Wofür denn?

H. Dafür, daß du in eine Nebengasse gesprungen bist, und in der Dunkelheit hast entwischen wollen.

Gl. In die Nebengasse bin ich gesprungen, das ist wahr, daß ich aber hätte entwischen wollen, das ist mir nicht im Traume eingefallen. Ich wollte nur etwas verrichten.

H. So! also bist du unschuldig?

Gl. Ganz unschuldig.

H. Zählt ihm 30 auf, ohne Widerrede. Sogleich wurde das Urtheil vollzogen. Das heftige Schreyen Glaskopfs bewies, daß die Corporale den Stock gut zu führen wußten.

Sobald die Execution geendigt war, trat der Hauptmann zu dem Gezüchtigten, klopfte ihn auf die Achseln und sagte: sieh mein Sohn! diese

Schläge habe ich dir unschuldiger Weise geben lassen, und thun dir schon so weh — wie weh werden sie dir erst thun, wenn ich sie dir einmahl schuldiger Weise werde geben lassen.

Mit diesen Worten ging er fort und überließ Glaskopfen seinem eignen Nachdenken.

Zeit hatte er nun zum Nachdenken. Ob er aber wirklich nachgedacht habe? davon hat man keine sichern Nachrichten. Wahrscheinlich aber that er es nicht, denn Nachdenken war ganz und gar nicht seine Sache. Was ihm einfiel, das that er, ohne zu überlegen, ob es Recht oder Unrecht sey, ohne nachzudenken, was es für Folgen haben werde.

Jetzt lag er auf dem Bauche, sah eine halbe Stunde starr vor sich hin, dann öffnete er den Mund und sagte: kann ich ein halb Nösel Branntewein haben?

Wenn du Geld hast, gab ihm ein Corporal zur Antwort. Hier ist Geld! sagte er, indem er einen Zwanzigkreuzer auf die Erde warf.

Der Corporal that, als wenn er es nicht bemerkte. Da aber Glaskopf fragte, warum er keinen Branntewein bekäme? antwortete dieser: Du hast mir ja noch kein Geld gegeben.

Gl. Da liegt es ja.

C. Ey was geht mich das Geld an, das auf der Erde liegt. Wenn du etwas haben willst: so

kannst du mir das Geld dafür in die Hand geben, und mich bitten, daß ich es holen lasse. Meynst du denn, daß wir Hunde sind, die apportiren, was du ihnen vorwirfst?

Da bequemte er sich endlich, stand auf, hob unter großen Schmerzen den Zwanzigkreuzer auf, gab ihn dem Corporale, und bat, daß er ihm ein halbes Nösel Branntewein möchte holen lassen.

Dieß wurde sogleich durch einen Soldaten herbey geschafft, Glaskopf trank es auf einen Zug aus, legte sich dann wieder auf den Bauch und schlief ein.

Den nächsten Tag wurde er, nebst allen seinen Kameraden, deren gegen dreyhundert, aus verschiedenen Gegenden waren zusammengebracht worden, commandirt, sich im Exerciren unterrichten zu lassen. Der Hauptmann Benetnasch war selbst dabey. Er ließ die Corporale zusammen kommen, und sprach zu ihnen so laut, daß es sämmtliche Recruten, die kein schwer Gehör hatten, vernehmen konnten: „Ihr Herren Corporale! macht Eure Sachen gut. Laßt Euch keine Mühe verdrießen. Wenn dieser oder jener Bursche das Exercitium nicht gleich begreifen sollte, so werdet darüber nicht böse, und schlagt nicht gleich zu. Ein Recrute ist kein Hund. Ich will kein Hauptmann von Hunden, sondern von Menschen seyn. Sollte sich aber da oder dort ein Trotzkopf finden, der es

darauf anlegte, nichts zu lernen, oder der so gar tölpisch wäre, daß ihr ihm nichts beybringen könntet: so erstattet darüber Rapport, und ich werde dann das Weitere verordnen.

Nun ging die Arbeit an. Der Hauptmann ging dabey, mit dem Lieutenant, auf und ab, und faßte immer Glaskopfen vorzüglich in die Augen.

Dieser machte seine Sache ganz vortrefflich, und begriff sogleich alles, sobald man es ihm nur gezeigt und vorgemacht hatte.

Bey diesem, sagte der Hauptmann zum Lieutenant, scheinen die gestrigen Prügel doch gute Wirkungen gethan zu haben. Er scheint zu der Gattung von Menschen zu gehören, bey welcher man durch Vorstellung und Zureden nichts ausrichtet; die nur durch Schläge und andere harte Mittel dahin können gebracht werden, daß sie ihre Schuldigkeit thun.

So lernte Glaskopf nach und nach das ganze Exercitium ohne das er einen Schlag bekam. Demohnerachtet wollte ihm das Soldatenleben gar nicht gefallen, und seine Kameraden hörten ihn oft sagen: wenn ich nur wieder bey meinem Vater wäre.

Ueber Langeweile durfte er zwar nicht klagen: weil der Commandant den Recruten gar artig die Zeit zu vertreiben wußte. Wenn die zum Exerciren bestimmten Stunden vorbey waren: so wurden sie

bey den Wall geführt, wo sie einen Graben aus-
werfen und eine neue Schanze anlegen mußten. Da
aber Glaskopf von seinem Vater nie zur Arbeit war
angeführt worden: so konnte er an diesem Zeitver-
treibe gar keinen Geschmack finden. Auch wollte
ihm die Kost gar nicht schmecken. Des Morgens
vermißte er den Kaffee, und zu Mittag den guten
Tisch, den er bey seinem Vater gehabt hatte, wie
auch das kräftige Stadtbier, wovon er ehedem einige
Kannen täglich zu sich zu nehmen pflegte. Ein Com-
misbrot und vier Kreuzer täglich, das war alles,
was er zu seiner Beköstigung hatte.

In den ersten Tagen wußte er sich zwar zu
helfen. Da hatte er noch einige Mutterpfennige,
oder eigentlich Vaterpfennige, die trug er in die
Garküche und in das Bierhaus, und that sich güt-
lich davon. Da aber diese verzehrt waren — wo-
her nun Hülfe und Rath? Mit gesenktem Kopfe
ging er zur Garküche und forderte eine Portion
Schweinebraten und einen Schnaps.

Hier ist beydes, sagte der Garkoch, es kostet
drey Groschen und sechs Pfennige.

Glaskopf wollte es sogleich in Empfang nehmen,
der Garkoch meynte aber, er möchte erst das Geld
dafür auf den Tisch zählen.

Ich habe gerade keins bey mir, war die Ant-
wort, Er kann es ja einstweilen anschreiben.

Das ist mir etwas leichtes sagte der Garkoch, aber wer soll es denn bezahlen?

Mein Vater bezahlt alles, war Glaskopfs Antwort. Aber der Garkoch wollte davon nichts wissen, und sagte: wenn du kein baares Geld hast: so sind wir geschiedene Leute; nahm seinen Schweinebraten und ging fort.

Das war für Glaskopfen, der gewohnt war alles zu kaufen wornach er Appetit hatte, ein sehr harter Schlag. Er glaubte nicht daß es möglich wäre, so etwas zu überleben, und sann hin und her, wie er sich Schweinebraten verschaffen könne. Da kam ein Bauer mit einer Portion Schweinebraten, aus der Garküche getreten. Wie der Magnet das Eisen, so zog der Braten Glaskopfen an sich.

Er trat zum Bauer: Höre guter Freund! sagte er, was kostet dieses Stück Braten?

B. Drey Groschen.

Gl. Drey Groschen? Der Koch ist ein Spitzbube. Achtzehn Pfennige ist die Taxe. Du hast ihm doch wohl das Geld noch nicht gegeben?

B. Ey das wollte ich meynen.

Gl. Weißt du was, ich will dir doch aus der Noth helfen. Ich bin der Brateninspector. Gib mir den Braten ich will ihn zum Bürgermeister tragen, da bekommst du deinen Braten und dein Geld wieder, und der Kerl wird noch oben-

drein gestraft. Ohne den Bauer sich lange besinnen zu lassen, nahm er ihm den Braten aus der Hand, sagte, der Bauer solle nur hier vor dem Hause warten, und er ging in das Haus hinein. Heraus sah man ihn aber nicht wieder kommen. Der Bauer wartete eine Stunde, ging in das Haus, klopfte an allen Thüren an, und erkundigte sich nach dem Brateninspector. Da aber niemand etwas vom Brateninspector wissen wollte: so schlich er mit nüchternem Magen nach Hause. Unterdessen war Glaskopf durch eine Hinterthür des Hauses entwischt und hatte sich den Schweinebraten wohlschmecken lassen.

Solche Pfiffe spielte er mehrere, und schaffte sich dadurch immer etwas, das er zu seinem Commisbrote essen konnte.

## Der Krug geht so lange zu Wasser bis er zerbricht.

Dieses Sprichwort traf auch bey unserm Glaskopf ein. Einst ging er mit einem Kameraden, der eben so ein Zeisig war, aus, über den Markt, um etwas erwischen zu können. Sie sahen einen Bauer in einem Bäckerladen, der das Geld einstrich, das er für seinen Weizen gelößet

hatte, es in seinen Beutel, und diesen in die Rocktasche steckte. Sogleich wurde die Verabredung getroffen, wie sie des Beutels habhaft werden wollten. Der Kamerad, Lindwurm war sein Nahme, wartete in einiger Entfernung, bis der Bauer heraus kam, und sich etwas vom Bäckerhause entfernt hatte. Dann ging er auf ihn los, blieb vor ihm stehen, schlug die Hände zusammen und sagte: nun das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich meinen lieben Schwager hier finden würde. Je guten Morgen, lieber Schwager! fiel ihm um den Hals, herzte ihn und küßte ihn, ohnerachtet der Bauer sich loszuwinden suchte, und einmahl über das andere rief: Kerl du bist ein Narr. Während dieser Umarmung schlich sich Glaskopf bey, zog den Beutel aus der Tasche und entwischte damit in eine Nebenstraße. Sobald Lindwurm seinen Kameraden in Sicherheit glaubte, endigte er seine Umarmung, und sagte: warum nennst du mich denn einen Narren? Bist du denn nicht Bernhard Schröder?

Ich glaube du hast zu viel getrunken. Ich heiße Hieronymus Linsenbart, sagte der Bauer.

Nun versetzte Lindwurm, da müßte ich mich geirrt haben. Kein Ey kann dem andern so ähnlich sehen, als du meinem Schwager. Nimm es nicht übel, irren ist menschlich.

Mit diesen Worten schieden sie auseinander.

Während dieser Umarmung rauchte der Herr Hauptmann Benetnasch, oben am Fenster, seine Pfeife Tobak, und sah den ganzen Auftritt mit an. Sobald er geendigt war, rief er mit starker Stimme: He Bauer!

Mehrere Bauern, die hier standen, sahen in die Höhe: Du Bauer! fuhr er fort, Kroms oder Dix, mit den gelben Hosen, wo hast du denn deinen Geldbeutel?

Der Bauer fuhr mit der Hand nach der Tasche, und da er seinen Beutel nicht fand, rief er: den hat der Henker geholt. Der infame Gaudieb! — und sogleich lief er Lindwurmen nach. Dieser aber, der sich oft umsah, und wohl zwanzig Schritte voraus war, entwischte ihm.

Traurig ging er zurück und sah nach dem Fenster, aus dem die Stimme gekommen war.

Hast du deinen Beutel wieder? fragte ihn der Hauptmann.

Ach ich habe den Spitzbuben nicht einholen können, war seine Antwort.

So komm herauf! sagte der Hauptmann.

Der Bauer kam herauf, der Hauptmann ließ ihn in ein Nebenzimmer treten, und machte ihm Hoffnung, daß er ihm vielleicht wieder zu seinem Beutel werde helfen können.

Vorher hatte er aber einen Corporal mit ein Paar Soldaten abgeschickt, um Glaskopfen zu arretiren und sogleich herzubringen.

Nach einer Viertelstunde brachten sie ihn.

Jetzt ließ der Hauptmann den Bauer hereintreten, und fragte Glaskopfen: kennst du den Mann?

Gl. (blaß wie eine Wand) Ich weiß nicht wie er heißt.

H. Der Mann hat seinen Geldbeutel verloren, weißt du nicht wer ihn gefunden hat?

Gl. (zitternd den Geldbeutel hinreichend) Hier ist ein Beutel, Herr Hauptmann, den ich auf den Markte fand. Ist das der Beutel, den Sie meynen?

H. Na Bauer! ist das dein Geldbeutel?

Der Bauer bejahete es freudig. Der Hauptmann übergab ihm denselben, und sagte: da! sieh dich ein andermahl besser vor!

Herzlich drückte der Bauer dem Hauptmanne die Hand, und entfernte sich.

## Glaskopf mildert durch sein aufrichtiges Geständniß die verdiente Strafe.

Also, fragte der Hauptmann Glaskopfen, hast du den Beutel wirklich gefunden?

Gl. (Den Kopf hängend, ohne ein Wort zu sagen.)

H. Sprich Kerl! Hast du ihn gefunden?

Gl. Nein.

H. Wie hast du ihn bekommen?

Gl. Ich habe ihn dem Bauer aus der Tasche genommmen.

H. Das war dein Glück, daß du nicht leugnetest. Hierauf ließ er ihn abtreten.

Der Hauptmann Benetnasch war gar ein lieber Mann, nichts war ihm unangenehmer, als wenn er seine Leute mußte prügeln lassen. Er hätte sie gern alle zu guten Menschen gemacht. Deßwegen redete er ihnen von Zeit zu Zeit ans Herz und suchte sie auf gute Wege zu bringen. Er ließ daher Nachmittags Glaskopfen zu sich bringen, und fragte ihn: nun Glaskopf! wenn ich dir jetzt wieder Prügel aufzählen lasse, bekommst du sie denn auch wieder unschuldiger Weise?

Gl. Nein Herr Hauptmann! ich habe sie verdient.

H. So gefällt mirs: unrecht thun ist strafbar, aber das Unrecht ableugnen, oder vertheidigen, das verdient doppelte Strafe. Wir wollen doch weiter von der Sache sprechen, damit ich sehe, ob du die Wahrheit sprichst.

Hast du zu Hause auch schon gestohlen?

Gl. Niemahls.

H. Was hat dich denn verleitet hier zum Diebe zu werden?

Gl. Die Noth.

H. Wirklich? Bekommst du denn nicht täglich dein Commisbrot und deine vier Kreuzer?

Gl. Das wohl. Ist das aber auch wohl eine Kost für einen Kerl wie ich bin?

H. Hum! Hum! Was für ein Kerl bist du denn? Hast du denn zu Hause bessere Kost gehabt?

Gl. Das wollte ich meinen. Da hatte ich Morgens meinen Kaffee und meine Buttersemmel, Mittags Suppe, Zugemüse und Fleisch, ein Paarmahl die Woche auch Braten. Bier konnte ich trinken so viel als ich wollte. Des Abends hatte ich wieder eine gute Mahlzeit.

H. Das ist viel. Womit verdientest du denn das?

Gl. Ich verstehe Sie nicht.

H. Ich spreche doch Deutsch. Diese Kost hattest du doch nicht für vier Kreuzer; die mußte doch ein hübsches Geld kosten. Womit verdientest du denn dieß Geld?

Gl. Die Kost kostete mich nicht einmahl vier Kreuzer, mein Vater gab sie mir umsonst. Sie

hätten mich ja bey meinem Vater lassen können: so wäre dieß Unglück nicht geschehen.

H. Ich habe dich nicht von deinem Vater trennen lassen, dieß ist auf Befehl des Landesherrn geschehen, der hierzu seine guten Absichten muß gehabt haben, und ein Unterthan muß seinem Landesherrn gehorchen. Wenn dir aber dein Vater eine so gute Kost gab, so mußt du doch auch wohl etwas für ihn gearbeitet haben?

Gl. Ach mein Vater war so gut, daß er mir so etwas gar nicht zumuthete.

H. Ob das gut von deinem Vater war, das will ich jetzt nicht untersuchen. Von dir war es aber schlecht, daß du so etwas annahmst. Sag mir nur wo du deine Gedanken gehabt hast, daß du junger starker Kerl dich von deinem alten Vater hast umsonst füttern lassen?

Gl. Er wollte es ja nicht anders haben.

H. Dein Vater mag ein herzensguter Mann seyn; was aber bey seinem Gutmeynen herausgekommen ist, das siehst du. Mehrere hundert Bursche liegen hier, die alle, so wie du, ihr Commisbrot und ihre vier Kreuzer erhalten, und damit auskommen. Du aber, verwöhnter, verzogener Kerl! kannst damit nicht auskommen, sondern fängst an zu stehlen. Damit du siehst daß ich es gut mit dir meyne: so will ich dich dafür strafen, damit du

dir das Stehlen abgewöhnst, und dem Galgen entgehest. Ich will noch mehr thun: ich will dich die Strafe selbst wählen lassen. Willst du lieber funfzig Prügel, oder vierzehn Tage bey Wasser und Brot sitzen?

Gl. Ach! Herr Hauptmann! Das Beste wäre, daß Sie mich wieder zu meinem Vater schickten. Sie sehen, daß ich zum Soldaten nicht tauge, weil ich mit vier Kreuzern und einem Commisbrote nicht auskommen kann. Ich verspreche es Ihnen bey Hand und Mund, daß ich in meinem Leben nicht wieder stehlen will.

H. Ich glaube es wohl, daß du es nicht wieder thun wirst, so lange du beym Faullenzen vollauf zu essen und zu trinken hast. Wie aber, wenn dein Vater stirbt, und sein Vermögen aufgezehrt ist?

Gl. Mein Vater hat ein hübsches Vermögen, das wird ja dauern so lange ich lebe.

H. Wie lange glaubst du denn zu leben?

Gl. Wer kann das wissen.

H. Das kann allerdings niemand wissen. Wenn du nun freylich in ein Paar Jahren zu sterben denkst; so kann deines Vaters Vermögen so lange reichen. Wenn du aber nur 50 Jahre alt werden solltest: so reicht sein Vermögen nicht bis dahin. Hat dein Vater noch keine Kapitale aufkündigen müssen?

Gl. Ich weiß es nicht.

H. Nun so weiß ich es, daß er schon zwey Kapitale aufgekündigt hat, die du durch die Gurgel gejagt hast. Was soll denn das künftig werden? Kann nicht ein Brunnen ausgepumpt werden, wenn er keinen Zufluß hat? Und was soll denn nun aus dir werden, wenn das Vermögen durchgebracht ist, und du nicht gelernt hast, durch Arbeit etwas zu verdienen? Ists nicht wahr, dann wirst du dich wieder aufs Stehlen legen? Kannst du dann etwas anderes erwarten, als Zuchthaus oder Galgen? Denn gut essen und trinken und faullenzen, das ist der gerade Weg zum Zuchthause und Galgen. Um dich von diesem Wege abzubringen, will ich dich vierzehn Tage bey Wasser und Brot setzen lassen. Wirst du dadurch curirt — gut! so will ich mich darüber freuen; setzest du aber auch hernach noch dein Diebeshandwerk fort: so will ich selbst dazu behülflich seyn, daß du an den Galgen kommst.

Glaskopf wollte noch allerley Einwendungen machen, der Herr Hauptmann drehete sich aber um und sagte: du hast deinen Bescheid!

Glaskopf wurde also wirklich hingesetzt, und erhielt täglich, statt der Buttersemmlen, des Fleisches und Bratens, Commisbrot; und statt des Kaffees und Biers: Wasser, so viel er trinken wollte.

Eine ähnliche Bußpredigt hielt der Hauptmann auch an Lindwurmen, den er mit funfzig Stockprügeln absolvirte. Uebrigens besuchte der Hauptmann den Arrestanten immer einen Tag um den andern, und gab ihm gute Ermahnungen, die auch wirklich auf ihn guten Eindruck machten. Unter andern sagte er: danke du dem lieben Gott in deinem Morgen- und Abendgebethe, daß du unter die Soldaten gekommen bist. Wenn du hier lernst mit wenigem auskommen: so wirst du es können wenn du einmahl deine eigene Haushaltung anfängst. Das ist aber nicht genug, du mußt dich auch zur Arbeit gewöhnen. Hast du denn gar nichts gelernt?

Gl. Nichts als meines Vaters Profession.

H. Was ist denn dein Vater?

Gl. Ein Lohgärber.

H. Warum hast du denn diese Profession nicht fortgesetzt? wer sie recht versteht kann viel damit erwerben.

Gl. Ich konnte die Nässe nicht vertragen.

H. Das sind faule Fische. Ein junger Mensch muß alles vertragen können. Muß doch dein alter Vater auch die Nässe aushalten.

## Der Hauptmann Benetnasch sorgt als ein Vater für Glaskopf.

Nach dieser Unterredung verließ der Hauptmann die Wache: Glaskopfen aber verließ er nicht, sondern sorgte für ihn, wie ein Vater, möchte ich sagen, wenn sein Vater wirklich vernünftig für ihn gesorgt hätte.

Er ließ nähmlich einen Lohgärber zu sich kommen und fragte ihn, ob er nicht einem Soldaten, der ehemahls auch seine Profession getrieben hätte, Arbeit geben wolle. „Ich will es Ihm aber frey heraus sagen,“ setzte er hinzu, „viel Gutes ist nicht an dem Menschen. Von der Profession versteht er nicht viel, von der Arbeit ist er kein Freund, ißt aber gern etwas Gutes, und trinkt auch gern etwas Gutes.“

G. Aber gnädiger Herr! was soll ich denn mit so einen Menschen machen?

H. Ihn zu einem guten Menschen ziehen.

G. Ziehen? dazu bin ich zu alt, und der Mensch ist zur Zucht nicht jung genug.

H. Nun Meister Derb! bedenke er, daß er die Lederlieferung bey meiner Compagnie hat, und daß es ihm gut deucht, wenn er alle Quartale einen Beutel voll Laubthaler einstreichen kann.

G. Hum! das ist ja wohl wahr. Was ich Ihnen thue, das thue ich keinem andern. Ich will es halt mit ihm versuchen. An die Kost kann ich ihn aber nicht nehmen, das erlaubt meine Wirthschaft nicht. Ich will ihm den Tag drey Groschen geben. Sind Sie das zufrieden?

H. Ja das bin ich zufrieden. Habe Er aber nur Geduld mit ihm, und vergesse Er nicht, daß Er ein Gottes Lohn verdient, wenn Er den faulen Bengel zur Arbeit gewöhnt.

Nachdem die vierzehntägige Fasten geendigt war, mußte Glaskopf bey dem Herrn Hauptmanne erscheinen. Seine rothen Backen waren weg, seine Glieder waren matt, und er war so zahm, daß man ihn, wie man zu sagen pflegt, hätte um einen Finger herum wickeln können. Da er in das Zimmer des Herrn Hauptmanns trat, machte er eine tiefe Verbeugung und sagte: ich danke Herr Hauptmann für die gnädige Strafe.

H. Geht das von Herzen?

Gl. Ja Herr Hauptmann!

H. Nun du hast auch Ursache zu danken, Glaskopf! Glaskopf! glaube mir, wenn ich dir die vierzehn Tage lang Gebratenes und Gesottenes gegeben hätte, es wäre dir nicht so gut gewesen, als daß ich dich lehrete, mit Wasser und Brot vorlieb nehmen. Bist du curirt, so wirst du mir in

deinen alten Tagen noch danken und deinen Kindern sagen: der Hauptmann Benetnasch hat als ein rechtschaffener Mann an mir gehandelt. Bist du nicht curirt, so ist dies meine Schuld nicht. Jetzt gehe in die Gesindestube, und thue, was dir mein Bedienter sagen wird. Wenn du es gethan hast, so komme wieder.

Er ging hin und fragte den Bedienten, was er thun solle?

Weiter nichts, erhielt er zur Antwort, als verzehren, was hier aufgetragen ist.

Aufgetragen war aber eine gute Rindfleischsuppe, ein Teller voll Kohlrabi und Rindfleisch und ein Krug Bier.

Noch nie hatte Glaskopf die Aufträge seines Hauptmanns mit so vielem Vergnügen ausgerichtet, als dießmahl. Er setzte sich sogleich an den Tisch, und nahm zu sich was aufgetragen war. So gut hatte es ihm in seinem Leben nicht geschmeckt. Nach eingenommener Mahlzeit ging er zu dem Hauptmanne und dankte ihm, wie es schien, noch herzlicher, als für die vierzehntägige Fasten.

H. Wenn dir deine Mahlzeit gut geschmeckt hat, so ist es mir lieb, und ich wünsche, daß sie dir wohl bekommen möge. Ich habe dir aber noch etwas besorgt, das dir zwar anfänglich nicht so gut

schmecken, aber gewiß besser bekommen wird, als diese Mahlzeit, das ist — Arbeit.

Gl. Arbeit?

H. Ja! ja! Arbeit. Warum verziehst du denn das Gesicht?

Gl. Ach ich bin zur Arbeit gar nicht gewöhnt.

H. Aber doch an einen guten Tisch?

Gl. Ja freylich.

H. Nun, ich habe dir auch einen guten Tisch ausgemacht: die Frau des Corporals Elster, halt einen Tisch, wo du täglich, für ein Paar Groschen, deine Suppe, Gemüße und Fleisch, auch wohl ein Maß Bier haben kannst. Wenn du dieses aber genießen willst: so mußt du auch täglich die nöthige Zahlung leisten. Damit es dir daran nicht fehle, habe ich dir Arbeit ausgemacht. Hier ist ein Brief, den trage zu Meister Derb in die Rabenstraße, dieser wird dir Arbeit geben und sie dir bezahlen.

## Glaskopf geräth in Versuchung und bekommt einen Besuch bey'm Kaffee.

Bey Uebergebung des Briefs redete Meister Derb unsern Glaskopf etwas derb an. Aus

Gefälligkeit gegen den Herrn Hauptmann Benetnasch, gebe ich euch Arbeit. Ihr müßt sie aber auch frisch angreifen. Faullenzer kann ich schlechterdings nicht leiden. Ich muß arbeiten, da müssen es meine Leute auch thun. Seyd ihr fleißig, so bekommt ihr täglich drey gute Groschen. In der Folge lege ich auch etwas zu. Seyd ihr aber ein fauler Bärenhäuter: so sind wir geschiedene Leute. Aber das sage ich euch, dem Hauptmanne dürft ihr dann nicht wieder unter die Augen kommen.

Die letzten Worte machten vorzüglich Eindruck auf Glaskopf; weil der Hauptmann durch den Ernst und die Güte womit er ihn behandelte, sich sehr bey ihm in Respect gesetzt hatte.

Meister Derb gab ihm nun Arbeit, die eigentlich für Lehrlinge gehört, fand aber bald, daß das Lehrbürschchen gar nicht so ungeschickt sey, als der Hauptmann geglaubt hatte. Er konnte ihn also bald als Gesellen brauchen und seinen Lohn erhöhen. Dabey stand sich Glaskopf sehr gut. Jeden Tag da er arbeitete bekam er seine Zahlung, die er dann den folgenden Tag bey der Frau Corporal Elster verzehrte. Nun trat aber der Umstand ein, daß er von Zeit zu Zeit auf die Wache ziehen mußte, und also nicht arbeiten und Geld einstreichen konnte. Da hatte er denn immer den folgenden Tag einen Fast-

tag. Denn so weit hatte er es in seiner Oekonomie noch nicht gebracht, daß er mit seinem Gelde eine Eintheilung hätte machen, und es so hätte einrichten können, daß der Lohn für vier Arbeitstage, denn so viele hatte er nur in der Woche, auf sieben Tage gereicht hätte. Was er einnahm, daß mußte auch sogleich verzehrt seyn.

An so einem Fasttage wurde er einmahl einer schweren Versuchung ausgesetzt, in welcher er um ein Haar unterlägen hätte. Der Versucher war? nicht der Satan, sondern — eine geräucherte Blutwurst. Sein Meister hatte ihm nähmlich aufgetragen, Holz in die Küche zu schaffen. Da er nun mit der Arbeit beschäftig war, entdeckte er den Versucher — die Blutwurst. Er trat vor sie hin, betrachtete und beroch sie, sah sich allenthalben in der Küche um, ließ sie aber liegen. So trug ihn sein Weg noch einigemahl in die Küche, und immer that er das nähmliche. Endlich da die Glocke zum Feyerabende schlug und er den letzten Arm voll Holz abgeworfen hatte, beroch er die Wurst noch einmahl, bedachte sich ein paar Augenblicke, und — wup! war sie in die Tasche. Da er aber in die Küchenthüre kam, blieb er stehen, kratzte sich im Kopfe, ging dann zurück und legte die Wurst wieder hin, wo sie gelegen hatte.

In diesem Augenblicke öffnete sich aber auch die Thür zur Speisekammer, und die Worte tönten heraus: Das war dein Glück Glaskopf.

Diese Worte fuhren wie ein Blitz durch alle seine Glieder, er fing an am ganzen Leibe zu zittern und konnte vor Angst des Nachts fast kein Auge zuthun.

Aus wessen Munde diese Stimme mag gekommen seyn, ist nicht recht bekannt geworden. Manche Leute glauben, sie wäre von Meister Derb gekommen, dem der Herr Hauptmann aufgetragen hätte, Glaskopfen mit dieser Wurst auf die Probe zu stellen. Wir wollen die Sache an ihren Ort gestellt seyn lassen.

Die nächste Woche kam Glaskopfs Meister zum Hauptmanne um die Zahlung für das Leder, das er bisher an die Compagnie geliefert hatte, abzuholen.

Daß sich der Hauptmann bey dieser Gelegenheit, nach seinem Zögling erkundigte, kann man leicht denken. Meister Derb gab ihm im Ganzen ein gutes Lob, bemerkte aber auch, daß er seit ein Paar Wochen, immer um eine Stunde zu spät zur Arbeit komme. Er habe ihn einigemahl nach der Ursache gefragt, wäre aber immer mit kahlen Entschuldigungen abgewiesen worden.

Der Hauptmann hörte ihn aufmerksam zu, dann sagte er: gehe er hin in Frieden Meister Derb! ich will der Sache bald auf die Spur kommen.

Gleich den andern Tag machte er der Frau Corporalin Elster einen Morgenbesuch, ohne sich zuvor melden zu lassen. Bey seinem Eintritte in die Stube war er auf der Spur. Glaskopf saß nämlich mit sieben Kameraden am Tische und trank Kaffee.

Ey guten Morgen! guten Morgen! sagte er, das ist ja hier eine sonderbare Wirthschaft. Wenn ich denke, daß meine Bursche arbeiten, so sitzen sie da und schlürfen Kaffee. Seyd ihr denn verrückt in den Köpfen? was soll denn dieß theure Getränk Soldaten, die täglich vier Kreuzer Löhnung bekommen? Ich bin Hauptmann, Bursche! und trinke keinen Kaffee! und wozu nützt das Geschletter im Magen? es giebt weder Saft noch Kraft. Wenn ihr das Geld für Kaffee hingebt, so habt ihr hernach nichts um euch eine kräftige Suppe, oder eine andere nahrhafte Speise bereiten zu lassen. Daher kommt es, daß die armen Bürger, die ihr Geld für dieß überflüßige Getränk hingeben, insgemein wie die gebacknen Heiligen aussehen; im Gesichte keine Farbe, und in den Knochen kein Mark haben. Ich will von gebackne Heiligen bey meiner Kom-

pagnie nichts wissen. Ich will Leute haben, die stark sind und Strapazen aushalten können. Und wie stehts mit der Zeit? In der Zeit, daß ihr Kaffee schlurft, könntet ihr etwas verdienen. Glaskopf! ja schlage nur die Augen nieder! ich weiß alles. Ists nicht wahr, seit dem du hinter dem Kaffeetische deine Morgenstunde zubringst, zieht dir dein Meister täglich einen Groschen ab? und kurz und gut, ich will diese Wirthschaft nicht mehr leiden. Mit dem ersten, den ich wieder bey der Kaffeekanne antreffe, werde ich ein sehr ernsthaftes Wort sprechen.

Während dieser Bußpredigt schlich sich ein Soldat nach dem andern fort, und da das Amen hätte gesprochen werden sollen, war niemand mehr vorhanden als — Madame Elster.

Diese stand da, wie wenn ihr die Hühner das Brot genommen hätten. Werden Sie nicht ungnädig gnädiger Herr auf mich —

H. Auf wen soll ich denn sonst ungnädig werden, als auf euch? Habe ich euch aufgetragen euer Haus zur Kaffeeschenke für meine Soldaten zu machen? Speisen sollt ihr meine Leute.

E. Aber hören Sie mich nur an. Sehen Sie es ist etwas Weniges was ich von Kaffee zu dem Geträncke thue.

H. Was thut ihr denn sonst dazu?

E. Lauter gute Sachen, gebrannten Rocken, Gerste, Möhren und anderes Wurzelwerk.

H. Das weiß ich euch mit dem Kuckuck Dank. Was der Kaffee für Wirkung thut, das weiß man doch. Was das andere Zeug aber für Kräfte hat, das hat noch kein Mensch untersucht. Wenn hernach meine Leute Ausschlag, Reissen in den Gliedern, Nervenkrampf und dergleichen bekommen: so liegen sie dem Regimente zur Last, und es muß die Curkosten tragen. Kurz von der Sache zu kommen, der Kaffeeschank hört von heute an auf. Ich lasse euch genau aufpassen, und sobald ich höre, daß ihr einem einzigen Soldaten wieder Kaffee gegeben habt: so hat eure ganze Wirthschaft ein Ende. Die Frau des Gefreyten Kohlkopf übernimmt von Herzen gern die Speisung.

Mit diesen Worten verließ er sie, und die Frau Elstern räumte mit zitternden Händen ihr Kaffeezeug zusammen.

## Glaskopf bekommt Dukaten in die Tasche.

So war denn diese Sache abgethan. Nach etlichen Tagen gab es aber einen neuen Anstoß. Meister Derb ließ nämlich dem Herrn Hauptmanne sagen, Glaskopf sey schon seit mehreren Tagen nicht

zu ihm gekommen. Eben wollte der Hauptmann ihn rufen lassen, und deßwegen ihn vernehmen, als ein Fremder ganz unterthänig um Audienz bitten ließ.

Er mußte herein treten, und es war ein fein gekleideter Handwerksmann.

Wer ist Er? fragte der Hauptmann.

Ihro Gnaden! Mein Nahme ist Glaskopf.

H. Doch nicht der Vater von dem Glaskopf, der bey meiner Compagnie steht?

Gl. Ja, der bin ich. Ich bin gekommen, dem Herrn Hauptmann unterthänigst zu danken, für alle Gnade, die Sie meinem Sohne erzeigt haben.

H. Ich verlange keinen Dank. Ich habe an Seinem Sohne gethan, was die Schuldigkeit eines rechtschaffenen Officiers ist. Wenn Sein Sohn es erkennt, und meine Verordnungen befolgt: so bin ich vollkommen zufrieden.

Gl. Nun habe ich noch eine unterthänige Bitte für meinen Heinrich einzulegen.

H. Nun?

Gl. Daß Sie doch die Gnade haben, und ihn mit der schweren Arbeit verschonen möchten.

H. Mit was für Arbeit?

Gl. Mit der Arbeit, die er bey dem Gerber, Meister Derb thun muß.

H. Meister Glaskopf! wo hat Er denn seine Gedanken? ist er nicht selbst ein Gerber? hat Sein Sohn nicht die Gerberprofession erlernt?

Gl. Alles wahr. Aber sehen Sie, mein Heinrich ist schwächlicher Natur. —

H. Ich habe an dem starken Lümmel nichts Schwächliches gesehen. Fauler Natur ist er. Wenn er nicht arbeitet, wovon soll er denn leben, da Er ihn verzogen, und an gut Essen und Trinken gewöhnt hat?

Gl. Ich will schon dafür sorgen, daß er keine Noth leiden soll.

H. Meister Glaskopf! er scheint mir ein sehr gutes Herz zu haben. Aber ein gutes Herz, wenn es nicht durch den Verstand geleitet wird, ist keinen Schuß Pulver werth. Sein verzogener Sohn war auf dem Wege zum Zuchthause und zum Galgen, ich habe ihn davon abgebracht, indem ich ihn gewöhnte, durch Arbeit seinen Unterhalt zu erwerben. Nun hat Er alles wieder verdorben. Sein Sohn, der so nie Lust zur Arbeit hatte, wird sich wohl hüten sie wieder anzugreifen, wenn ihn der Vater in den Stand setzt, bey Faullenzen sich einen guten Tisch zu verschaffen. — Er geht, und um Seinen Sohn werde ich mich weiter nicht bekümmern, da nun doch Hopfen und Malz an ihm verloren ist.

Meister Glaskopf ging, und sein Sohn kam dem Meister Derb nicht wieder über die Schwelle. Von den zehn Ducaten, die ihm der Vater mitgebracht hatte, that er sich gütlich: nahm alle Tage seinen Kaffee im grauen Kuckuck ein, besuchte dann Meister Rittern den Bäcker, genoß da einige Buttersemmeln, nebst einem Schnapse, hielt dann wieder in vorbenanntem grauen Kuckuck seine Mahlzeit, und verlebte den Rest des Tages im Bierhause. So wurden in wenigen Tagen von den erhaltenen zehn Ducaten 9/10 verzehrt. Das zehnte Zehntel würde auch durchgebracht worden seyn, wenn nicht das neugeworbene Regiment, das nun vollzählig war, Befehl zum schleunigen Aufbruche erhalten hätte.

## Glaskopf tritt seinen Marsch nach Holland an.

Den Tag vor dem Abmarsche communicirte erst das Regiment, und der Herr Feldprediger Alkor hielt dabey eine Predigt über die Worte: m e i n e G e d a n k e n s i n d n i c h t e u r e G e d a n k e n, u n d m e i n e W e g e s i n d n i c h t e u r e W e g e. Ueber diese Worte sprach er viel Lehrreiches.

Die mehresten Soldaten schienen durch seinen Vortrag gerührt, und manchen liefen ein Paar

Thränen über die Backen. Selbst Glaskopf sah ernsthaft vor sich hin. Nach geendigter Predigt wurde das heilige Abendmahl genossen, und nach geendigtem Gottesdienste wurde das ganze Regiment in mehrern öffentlichen Häusern bewirthet, wo jeder Soldat eine Portion Suppe, Fleisch und Gemüse, und ein Maaß Bier erhielt.

Der Herr Feldprediger, nebst einigen Herren Officiers, wurden vom Herrn Hauptmann Benetnasch zur Tafel gezogen.

Dieser Herr ging zwar nicht mit nach America, aber er sorgte doch für die Abgehenden, so viel es ihm möglich war.

Während der Mahlzeit sprach er von nichts, als von guter Behandlung der Soldaten. Er sagte wie viel ein Officier, dem so viele Leute anvertraut wären, auf seinem Gewissen habe. Es sey noch nicht genug, daß er seine Soldaten schultern, das Gewehr präsentiren und losfeuern lehre; er habe noch weit wichtigere Pflichten auf sich; er müsse auch für die Verpflegung seiner Leute Sorge tragen, und darauf sehen, daß sie immer hinlängliche und gesunde Nahrung bekämen, daß den Kranken sogleich Hülfe geleistet würde. Er müsse täglich in das Lazareth gehen und untersuchen, ob die Kranken und Verwundeten auch gehörig verpflegt würden. „Denn" sagte er, „wenn wir

nicht für diese Leute sorgen, wer soll es denn sonst thun? Ihre Aeltern und Verwandten können sich ja ihrer nicht mehr annehmen, da sie von ihnen sind getrennt worden. Und wenn der Officier dieß alles erfüllt hat; so hat er seinen Pflichten doch noch nicht Gnüge geleistet. Der Soldat hat auch eine Seele, so gut wie wir, und wer ein braver Officier ist, der sorgt auch für die Seelen seiner Bursche. Freylich ist ein Officier kein Feldprediger, aber glauben Sie mir, meine Herren, ein Officier kann für die Seelen der Soldaten mehr thun, als ein Feldprediger. Wenn dieser eine Ermahnung gibt: so glaubt mancher Soldat, er thäte es weil er dafür bezahlt würde. Das glaubt er aber nicht von seinem Officier. Das Beste, was der Officier für die Seelen seiner Soldaten thun kann, ist — daß er ihnen ein gutes Beyspiel gibt.

Nach aufgehobener Tafel faßte der Hauptmann den Feldprediger bey der Hand, zog ihn zu sich an das Fenster, und empfahl ihm Glaskopfen. Er ist zwar von seinem Vater verzogen, sagte er, aber, wenn er erst vom Vater entfernt ist, so hoffe ich gewiß, daß Sie noch etwas Gutes aus ihm werden ziehen können.

Jetzt wurde der Generalmarsch geschlagen, die Tischgesellschaft nahm Abschied, die Soldaten ver-

sammelten sich, stellten sich — und nach einer Viertelstunde war alles zum Thore hinaus.

Das Regiment legte noch drey Meilen zurück, und nahm mit dem Ende des Tags in einem kleinen Städtchen Quartier.

Den folgenden Tag ging es weiter und zu Mittage wurde hinter einem Dorfe ein Paar Stunden Ruhe gehalten, wo die Soldaten sich auf eine Heyde lagerten, und ihr Mittagsbrot verzehrten, welches dießmahl in Commißbrote und einem Glase Schnaps bestand.

Der Feldprediger blieb nicht lange sitzen, sondern ging umher, um sich mit der Gegend bekannt zu machen. Da traf er einen Bauer an, der auf eine ganz neue Art Kartoffeln pflanzte. Sogleich lief er zum Regimente zurück und rief: He! Bursche, hier ist schon etwas Merkwürdiges zu sehen — eine neue Art Kartoffeln zu pflanzen.

Zehn ungefähr ließen sich bewegen, dem Rufe zu folgen, die übrigen blieben in ihrer Ruhe. Und Glaskopf? der stellte sich, als wenn er es gar nicht höre, obgleich der Feldprediger absichtlich vor ihn trat, als er den Aufruf ergehen ließ.

Der Feldprediger ging nun mit seinen zehen Mann wieder zum Bauer zurück. „Guten Tag! lieber Freund!" sagte er, „was macht er denn da?"

B. Wie Sie sehen, so pflanze ich Kartoffeln.

F. Ich habe schon viele Kartoffeln pflanzen sehen, aber noch nie auf die Art, wie es hier geschieht.

B. Das glaube ich wohl. Das ist eine ganz nagelneue Erfindung. Sehen Sie, da lege ich ein Paar Körbe voll Kartoffeln nicht weit von einander. Haben sie Sprossen getrieben, etwa eine Spanne hoch, so grabe ich die Kartoffeln wieder aus, reiße die Sprossen ab und verpflanze sie, so weit von einander als man Kartoffeln zu legen pflegt. Diese Sprossen kommen vortrefflich fort, und da alle fortgesetzte Pflanzen besser gedeihen, als die, die auf dem Platze bleiben, wo sie ausgesäet wurden, so tragen diese Sprößlinge weit reichlicher, als die Knollen, die auf dem Boden liegen bleiben, wohin sie gelegt werden.

F. Was wird denn nun aber aus den Kartoffeln, von denen die Sprößlinge abgerissen wurden?

B. Die gebe ich dem Viehe zu fressen.

F. Ey das ist ja eine herrliche Erfindung!

B. Das wollte ich meynen. Seit der Zeit, daß sie bey uns eingeführt ist, brauchen wir eigentlich gar keine Kartoffeln zur Aussaat. Denn die wir in die Erde legten, benutzen wir ja für das Vieh, und gleichwohl halten wir weit reichlichere Kartoffelernten als sonst.

F. Da habe ich ja etwas ganz Neues gelernt. Ich danke für gute Belehrung, und wünsche, (in=

dem er ihm herzlich die Hand drückte) daß Er seine Kartoffeln bey guter Gesundheit und in Ruhe einernten und genießen möge. Lebe Er wohl!

Die herzliche Art, mit welcher der Feldprediger den Bauer behandelte, machte auf vier Soldaten einen solchen Eindruck, daß sie dem Bauer auch mit einem Händedrucke dankten. Die übrigen aber gingen fort ohne etwas zu sagen.

Ehe noch zum Abmarsche getrommelt wurde, ging der Feldprediger unter seinen Beichtkindern umher, und sagte: „Lieben Freunde! In meiner Predigt sagte ich euch, daß wir auf unserer Reise viel Neues sehen würden. Ich werde allenthalben, wohin wir kommen, Morgens und Mittags umher gehen, und untersuchen, ob nichts Merkwürdiges zu sehen ist. Wer von euch mich auf diesen Wanderungen begleiten will, der soll mir lieb seyn."

Manche nickten ihm zu, manche sagten es gilt schon. Die mehresten aber nickten nicht und sagten auch nichts. Unter diesen war auch Glaskopf.

Der Feldprediger stellte sich, als wenn er ihn nicht bemerkte, überlegte aber doch bey sich selbst, wie er ihm beykommen wolle.

Es wurde nun wieder aufgebrochen, und, wie gewöhnlich, des Abends Quartier gemacht. Dießmahl wurde das Regiment in verschiedene Dörfer vertheilt. Kaum hatte der Feldprediger den fol-

genden Morgen sein Frühstück eingenommen: so trat er seine Wanderung an, und hatte die Freude, zu sehen, daß zwölf Bursche ihn begleiteten. Sein Weg führte ihn auf den Gottesacker. „Dieß ist das Plätzchen," sagte er zu seinen Begleitern, „wo ich mich immer am liebsten aufhalte. Es fallen mir da immer so viele gute Gedanken ein. Wenn es bisweilen in der Welt zu krause hergeht, und ich vielen Verdruß habe: so spaziere ich auf den Gottesacker. Da ist alles so stille, da liegen sie so friedlich bey einander, die vielleicht in ihrem Leben einander alles Herzeleid anthaten. Hier, denke ich, wirst du auch einmahl Ruhe finden. Sehet, lieben Freunde! hier ist alles gleich: arm und reich, vornehm und gering: Alles modert hier. Könnten wir aber über das Grab hinsehen: so würden wir finden, daß doch nicht alles gleich sey, und daß ein jeder empfange, nachdem er gehandelt hat, bey Leibes Leben, es sey Gut oder Böse."

Er würde noch weiter geredet haben, wenn nicht die Trommel das Zeichen zum Aufbruch gegeben hätte. Auf dem Marsche ritt er zum Quartiermeister, und bat ihn, er möchte ihm doch die Gefälligkeit erzeigen, und ihn immer mit Glasköpfen in Ein Haus quartieren.

Diese Gefälligkeit, antwortete der Quartiermeister, kann ich Ihnen wohl erzeigen; was wol-

len Sie aber bey dem Kerl thun? er ist ein gemeiner Soldat, und bekommt ein schlechter Quartier, als ich Ihnen würde angewiesen haben.

Nun, sagte der Feldprediger, es ist ja mein Wille.

Als sie in die nächste Stadt kamen, wurde er wirklich zu Glaskopfen auf ein Zimmer, bey einem Böttcher ins Quartier gelegt, der seine beyden Gäste liebreich aufnahm und sie in seine Stube führte.

Guten Abend, lieber Herr Wirth! sagte der Feldprediger, ich bedaure, daß wir Ihnen Unbequemlichkeit verursachen müssen.

W. Es ist meine Schuldigkeit, daß ich Sie aufnehme, und wenn Sie mit dem, was mein Haus vermag, zufrieden sind: so sollen Sie mir willkommen seyn.

Unterdessen warf Glaskopf seinen Tornister etwas unsanft in eine Ecke, und stellte seine Muskete daneben. Dann redete er den Wirth folgendermaßen an: Nun Wirth! Vor allen Dingen schaff ein Paar Kannen Bier bey! aber etwas geschwinde, ich habe einen starken Marsch gemacht, und habe eine durstige Leber."

W. Was steht zu Ihrem Befehl? (sich zu dem Feldprediger wendend.)

F. Ich bitte auch um ein Glas Bier.

Gl. Was wirds? Ich bin kein Freund vom Warten.

W. Hat Er nicht warten gelernt?

Gl. Nein.

W. Nun so muß Er es noch lernen.

Gl. Kerl! räsonnire nicht, und schaff Bier bey.

Der Wirth ging ab und kam bald wieder mit einem großen saubern Glase voll Bier, ging das mit auf den Feldprediger los, nahm seine Mütze ab, und sagte: „hier lieber Herr! ist ein Glas Bier. Wenn Sie mehr verlangen: so steht es zu ihren Diensten. Befehlen Sie sonst noch etwas?"

F. Ich habe daran genug.

Gl. Was wird's? Bringst du mir nicht auch bald mein Bier?

W. Alles zu seiner Zeit. Du hast ja selbst gesagt, daß du das Warten nicht gelernt hättest! so muß ich es dich halt lehren. Wenn du dann einmahl wieder zu deinem Vater kommst, so kannst du es ihm sagen: der Meister Klopfhammer war doch ein guter Mann, der hat mich das Warten gelehrt.

Mit diesen Worten trat er ab.

Gl. Der Kerl ist ein Flegel!

F. Glaskopf! wo hat Er seine Gedanken? Ein Flegel ist ein Mensch der seinen Nebenmenschen grob und ungestüm behandelt. Das hat unser Wirth nicht gethan. Er hat uns liebreich und artig aufge-

nommen. Ein Pinsel ist er aber auch nicht, der sich von andern grob und ungestüm behandeln ließe, so wie Er gethan hat.

Nach einer Viertelstunde trat der Wirth mit einem Kännchen Bier herein, stellte es vor Glaskopfen hin und sagte: „Hier Patron! ist dein Maaß Bier!"

Gl. Das ist auch etwas Rechts! das bleibt in meinem hohlen Zahne hängen.

W. Dafür kann ich nichts. Wenn dieß für Deine durstige Leber nicht genug ist: so habe ich vor der Thür einen Brunnen, aus dem kannst Du trinken so viel du willst.

Gl. So darfst Du einem Soldaten nicht kommen.

W. Und so darfst Du einem Wirthe nicht kommen. Höre Patron! ich bin Soldat gewesen, als Du noch auf den Armen getragen wurdest: habe den ganzen siebenjährigen Krieg mit gemacht, und weiß, wie der Soldat seinem Wirthe begegnen muß. So grob habe ich keinen behandelt, als Du mich behandelt hast. Kurz von der Sache zu kommen: es ist uns vorgeschrieben, jedem Manne ein Maß Bier zu geben. Dieß steht hier. Forderst du nun, als Schuldigkeit, mehr von mir: so führe ich dich zum Brunnentroge. Gibst du mir aber ein gut Wort

und bittest mich noch um etwas Bier: so sind mir ein Paar Kannen auch nicht an das Herz gewachsen.

Gl. Das war doch ein Wort! Lieber Herr Wirth; Er darf es so genau nicht nehmen. Ich meynte es so böse nicht.

W. Und ich meynte es auch so böse nicht.

Der Wirth entfernte sich, um eine Abendmahlzeit zu bereiten; und der Feldprediger hatte nun Gelegenheit, sich mit seinem Stubengesellschafter zu unterhalten.

Nun, lieber Glaskopf! sagte er, wir sind nun etliche Tage mit einander marschirt. Was hat Er denn auf seinem Marsche bemerkt?

Gl. Bemerkt? Ich habe nicht viel zu bemerken gefunden. Vorgestern mußte ich sauer Bier trinken, und gestern wurde ich mit Klösen tractirt, in denen kein Speck war. Ich schob sie anfänglich zurück, aber meine Kameraden verzehrten sie; da biß ich halt mit ein, und schluckte sie auch hinunter.

F. Ich wünsche daß sie Ihm wohl mögen bekommen seyn. Aber daß Er sie nicht gleich anfänglich zu sich genommen hat, das hat mir nicht gefallen. Man kann auch ohne Speck gute Klöse machen, und ein junger Mensch muß alles Eßbare genießen und vertragen lernen. Vorzüglich ein Soldat, der in so vielerley Länder, in so vielerley Quartiere kommt, wo die Speisen auf sehr verschie-

dene Art zubereitet werden, ja, der oft Tage lang hungern muß. Mein lieber Glaskopf! es wird die Zeit kommen, wo Er gern das Hemd vom Leibe drum gäbe, wenn er nur ein Paar Klöse ohne Speck bekommen könnte.

Gl. Nun, da wird es sich von selbst geben.

F. Es gibt sich nicht immer von selbst. Man hat Beyspiele daß junge Leute, die an einen guten Tisch gewöhnt waren, krank wurden und starben, wenn sie sich genöthigt sahen schlechte Nahrungsmittel zu genießen. Dieß kann auch einmahl bey Ihm der Fall seyn. Denn wenn man sich erkundigt, wer die Soldaten sind, die auf dem Marsche liegen bleiben: so sind es mehrentheils verzärtelte Muttersöhnchen.

Gl. Nun, ein verzärteltes Muttersöhnchen bin ich nicht. Ich habe keine Mutter mehr.

F. Es gibt auch verzärtelte Vatersöhnchen, lieber Glaskopf! und zu diesen scheint Er mir zu gehoren. Es ist mir von der Erziehung, die ihm Sein Vater gab, so etwas zu Ohren gekommen. Sag Er mir auf sein gutes Gewissen, zu welcher Arbeit hat Ihn denn sein Vater angehalten?

Gl. Sonst zur Gerberey. Hernach aber sprach er mich davon frey: weil ich die Nässe nicht vertragen konnte.

F. Ach das sind Flausen! Ein so junger, gesunder, starker Bursche muß alles vertragen können. Gesetzt aber, Er hätte wirklich die Nässe nicht vertragen können, hielt sein Vater Ihn denn nicht zu einer andern Arbeit an?

Gl. Das that er freylich nicht.

F. Nun, lieber Kriegskamerad, Er scheint mir doch nicht auf den Kopf gefallen zu seyn, sieht Er denn das nicht ein, daß dieß Verzärtelung war? Jeder Mensch, er sey wer er sey, muß arbeiten, dazu hat ihm der liebe Gott Kräfte gegeben. Thut er dieß nicht: so wird er ein Faullenzer, ein Tagedieb. Und ist es nicht wahr, Sein Vater gab Ihm einen guten Tisch, ohne daß Er dafür etwas bezahlen durfte? gab Ihm Taschengeld, daß Er zum Biere gehen und die Karte spielen konnte?

Gl. Das sind geschehene Dinge. Mir kommt es jetzt selbst so vor, als wenn mir mein Vater zu viel durch die Finger gesehen hätte.

F. Das ist gewiß geschehen. Der liebe Gott hat es daher recht gut mit Ihm gemeynt, daß er Ihn der väterlichen Erziehung entzog, und Ihn selbst in die Zucht nahm. Wie gut meynte es der Hauptmann Benetnasch mit Ihm, daß er Ihn zur Arbeit zu gewöhnen, und vom Kaffeetrinken abzubringen suchte! wie wohl befand Er sich, da Er durch seinen Fleiß bey Meister Derb sich so viel Geld

Manches Böse hab ich aber auch verhindert, worüber ich mich noch freue.

So bemerkte ich einmahl eine französische Patrouille, die auf das Wäldchen los kam, in welchem ich mich mit 50 Kameraden versteckt hatte. Wir ließen die Patrouille in das Wäldchen einrücken, dann versperrten wir ihr den Rückweg, und erhoben ein schreckliches Geschrey. Da sich die Feinde übermannt sahen: so baten sie um Pardon und streckten das Gewehr. — „Nichts Pardon!" schrieen einige von meinen Kameraden, gaben auf die Unglücklichen Feuer und streckten wirklich zwey von ihnen zu Boden. — Da sprang ich dazwischen. „Ist das auch Kriegsmanier," rief ich, „den Feind, der um Pardon bittet, nieder zu schießen? seyd ihr denn Mörder? Straßenräuber? den ersten, der noch einen Schuß thut, den verklage ich bey dem Obersten, da soll es ihm theuer zu stehen kommen. Dieß schlug durch. Die Franzosen wurden gefangen genommen, und ich hatte die Freude, acht Menschen das Leben zu retten."

„Das war brav," sagte der Feldprediger: „so handelt der rechtschaffne Soldat. Und jene, die auf wehrlose Menschen Feuer gaben, waren vermuthlich feige Memmen?"

W. Das waren sie wirklich. Als wir die folgende Woche mit einem stärkern Trupp Fran

zosen handgemein wurden: so waren sie die ersten, die davon liefen.

F. Das konnte ich leicht denken. Die feigsten Memmen, die das Hasenpanier ergreifen, sobald sie einen gewaffneten Feind sehen, haben die größten Mäuler, wenn sie einen wehrlosen Feind, oder einen unbewaffneten Bürger oder Bauer vor sich haben.

W. Darin haben Sie ganz recht. (mit einem Seitenblick auf Glaskopf.)

„Lieber Herr Wirth!" sagte dieser, „darf ich mir noch ein Gläschen Bier ausbitten?"

„Es steht zu Diensten," gab der Wirth zur Antwort, stand auf und kam bald mit einem Maße Bier zurück, das er freundlich vor Glaskopfen hinstellte.

## Schreckliche Folgen der Unmäßigkeit.

Der Wirth setzte sich und wollte in seiner Erzählung fortfahren, als ein Schuß in der Nachbarschaft geschah, und ein großes Jammergeschrey auf der Straße ertönte.

Sogleich sprangen Wirth und Feldprediger auf und stürzten zur Thür hinaus, um Hülfe zu leisten. Glaskopf aber suchte vor allen Dingen sein

Mäßchen Bier zu retten, trank es aus, nahm seine Muskete, und ging dann bedachtsam nach.

Ehe er zur Stubenthür hinaus kam, waren jene schon in der Stube des Nachbars, und fanden da einen betrunkenen Soldaten, der so eben seinen Wirth erschossen hatte, die Frau desselben bey den Haaren herum zog, und sie zu ermorden drohte.

Sogleich hatte ihn des Feldpredigers Wirth bey der Gurgel, warf ihn zu Boden und trat ihn mit Füßen.

„Halt! Herr Wirth!" rief der Feldprediger, „ein braver Soldat muß auch seines Zorns Meister seyn. Das Mißhandeln dieses Bösewichts kann Ihm großen Verdruß zuziehen."

„Sie haben Recht," antwortete der Wirth. „Und nun," fuhr der Feldprediger fort, „bewache Er den Schurken, und (da eben Glaskopf herein trat,) Glaskopf hilft Wache halten. Ich will indeß zum Obersten laufen, und die Sache anzeigen. Wer holt einen Wundarzt? vielleicht ist dieser arme Mann noch zu retten." — „Ich will laufen," sagte der Sohn des Erschossenen."

Bald kam der Feldprediger mit vier Mann Wache zurück. Der Mörder, der so trunken war, daß er taumelte, wurde abgeführt. Der Wundarzt trat auch herein, untersuchte die Wunde des Erschossenen, erklärte aber sogleich, daß hier keine Hülfe möglich

wäre, indem der Schuß gerade durch das Herz gegangen sey, und der Unglückliche wirklich schon verschieden wäre.

Das Jammergeschrey, das bey dieser Erklärung, sowohl von der Familie des Entleibten, als auch von den herbeyströmenden Nachbaren erhoben wurde, läßt sich nicht beschreiben. Einige Mahl versuchte es der Feldprediger, etwas zur Beruhigung der Familie zu sagen; aber sie war so außer sich, daß sie auf keine Vorstellungen hörte: so daß der Feldprediger, ohne seinen Zweck erreichen zu können, abziehen mußte. Sein Wirth und Glaskopf folgten ihm.

Nachdem noch eine Stunde lang über dieses Verbrechen war gesprochen, und manches zu Glaskopfs Belehrung gesagt worden, bat der Feldprediger den Wirth, ihm zu erlauben, daß er sich zur Ruhe begeben dürfe. Er wollte sich zu Glaskopf auf die Streu legen, der Wirth ließ es aber schlechterdings nicht zu, und nöthigte ihn, von einem Bette Besitz zu nehmen, das für ihn war bereitet worden.

Kaum hatte der Feldprediger den folgenden Tag sein Frühstück genossen, so ging er, von Glaskopf begleitet, zu dem Mörder. Er fand ihn ganz trostlos die Hände ringend. „Ey, ey, Zwiebel!" sagte er: „in welchem Zustand treffe ich ihn!" —

Zw. Ach lieber Herr Feldprediger, das Unglück!

F. Freylich ein Unglück für die arme Familie, deren Versorger Er gemordet hat.

Zw. Ach! ach! ich unglücklicher Mensch! was wird mein alter Vater sagen, wenn er hört, daß sein Wilhelm ein Mörder ist!

F. Sag Er mir aber nur, wie es möglich ist, daß Er diese schreckliche That hat verüben können!

Zw. Der Teufel muß mirs eingegeben haben.

F. Nun das Schicksal hat der Teufel immer, daß er sich die Schuld von Verbrechen böser Menschen muß aufbürden lassen. Mir darf Er aber so etwas nicht sagen. Nimmermehr werde ich es glauben, daß der barmherzige Gott dem Teufel solche Macht zugestehen sollte, daß er die Menschen zu Verbrechen verleiten könne. Betäube Er sich nicht selbst mit solchen kahlen Entschuldigungen. Damit wird Er weder vor Gott noch vor Menschen durchkommen. Sage Er gerade heraus, was hat Ihn bewogen, Seinen Wirth zu ermorden?

Zw. Ich forderte von ihm ein Nösel Brantwein. Das wollte er mir nicht geben, darüber kam es zum Wortwechsel, ich gerieth in die Hitze, und — das Uebrige wissen Sie ja schon.

F. Noch ein Nösel Brantwein forderte Er? Er hatte ja bereits so viel getrunken, daß Er taumelte.

Zw. Das war eben mein Unglück. Wäre ich meiner fünf Sinne mächtig gewesen, nimmermehr hätte ich so etwas gethan.

F. Ist Er denn gar nicht vor der Trunkenheit gewarnt worden?

Zw. Mehr als zu viel. Besonders hat mir mein voriger Beichtvater gar oft deßwegen den Kopf gewaschen. Aber, lieber Herr Feldprediger! an einem Brantweinssaufer ist Hopfen und Malz verloren. Alles kann der Mensch lassen, nur den Brantwein nicht, wenn er sich einmahl daran gewöhnt hat.

F. Wie ist Er denn aber dazu gekommen, daß Er sich an dieß schändliche Laster gewöhnte?

Zw. Das weiß ich selbst nicht, wie ich dazu gekommen bin. Erst fing ich an des Morgens ein Schnäpschen zu trinken, in der Folge auch nach Tische. Aus einem Gläschen wurden zwey, aus zweyen drey, und wenn ich einmahl drey getrunken hatte, so konnte ich des Trinkens kein Ende finden. Vielmahls trank ich so lange, bis ich vom Stuhle fiel.

F. Aber sieht Er denn nicht ein —

Jw. Bemühen Sie sich nur nicht Herr Feldprediger! Ich weiß alles schon. Ich weiß daß ein Brantweinsäufer weit schlimmer ist, als ein unvernünftiges Vieh. Was hilft mir aber das Wissen? Ich kann den Brantwein doch nicht lassen.

„Eine Kugel vor den Kopf" — hier fing er wieder kläglich an zu heulen, und ehe der Feldprediger noch etwas darauf sagen konnte, wurde er durch ein Paar Mann Wache abgeholt, und in das Verhör geführt.

Der Feldprediger ging also mit seinem Stubenkameraden ab. Auf dem Wege fragte er diesen: „nun Glaskopf! Hat Er heute auch nichts bemerkt?"

Gl. Mehr als zu viel.

F. Was denn?

Gl. Von dem Brantweinsaufen, daß es eine häßliche Gewohnheit ist.

F. Nehme Er es nur fein zu Herzen und hüte sich davor. Es ist aber das Brantweinsaufen nicht die einzige häßliche Gewohnheit. Es giebt deren noch mehrere, z. E. das unmäßige Biertrinken, das Stehlen, das Lügen und dergleichen mehr. Angewöhnen kann man sich so etwas Häßliches leicht, aber das Abgewöhnen ist äußerst schwer. Das Vernünftigste was man thun kann, ist also dieß — daß man sich nichts Böses angewöhne.

Das Verhör des Mörders, dauerte wohl zwey Stunden. Nach Beendigung desselben wurde aufgebrochen, und Zwiebel an Händen und Füßen geschlossen mitgeführt.

Am Abend bekam der Feldprediger nebst Glaskopfen, sein Quartier bey einem Gerber, der sie beyde, zwar mit einem etwas finstern Gesichte, aber doch liebreich aufnahm.

Glaskopf, als er sah, daß der Feldprediger wieder sein Stubenkamerad wurde, machte auch ein finsteres Gesicht.

„Das trifft sich doch artig;" sagte der Feldprediger, „daß wir hier wieder zusammen kommen."

Gl. Ja wohl trifft es sich artig. Mir kommt es vor, als wenn der Herr Feldprediger mein Hofmeister werden wollte. Ich bin aber schon zu alt und brauche keinen Hofmeister mehr.

F. Aber doch einen Rathgeber? Ich dächte es wäre Ihm lieb, wenn Er, bey seiner ersten Ausflucht in die Welt einen Freund zur Seite hätte, der Ihm mit Rath und That an die Hand ginge.

Gl. Herr Wirth! sey Er doch so gut, und gebe Er mir ein Maß Bier.

Indem der Wirth abging um es zu holen, fuhr der Feldprediger fort: „nun Glaskopf! heute

spricht Er doch aus einem ganz andern Tone. Ist es denn nun nicht besser, wenn Er sich zur Höflichkeit gewöhnt, als wenn Er fortfährt, so grob und ungeschliffen zu seyn, wie Er gestern war?"

Gl. Ich weiß selbst nicht, wo ich gestern meine Gedanken hatte.

F. Glaubt Er denn, daß ich für die guten Lehren, die ich Ihm gebe, bezahlt werde? Sieht Er denn nicht ein, daß ich dieß aus redlichem Herzen thue? Es gehen gar viele Leute in die Fremde, die, wann sie zurück kommen so klug sind, als sie vorher waren. Von diesen pflegt man zu sagen:

Es flog eine Gans über den Rhein,
Und kam ein Gikgak wieder heim.

Woher kommt es, daß diese als Gikgake zurückkehren? Daher, weil sie auf nichts Achtung geben, und nichts bemerken. Ich möchte nicht gerne, daß Er als Gikgak zurück käme, und rathe Ihm daher, daß Er mich begleite, wenn ich ausgehe, um mich in der Gegend umzusehen. Dießmahl brauchen wir nicht weit zu gehen. Unser Wirth ist, wie Er, ein Gerber. Wenn wir das Gespräch auf die Gerberey lenken: so wird Er manches von ihm lernen können.

Gl. Wozu das? ich werde doch in meinem Leben kein Gerber. Denn erstlich habe ich keine Lust dazu, und wenn ich sie hätte, was würde es

mir helfen? Als Soldat kann ich die Gerberey doch nicht treiben.

F. Er wird nicht ewig Soldat bleiben, und was die Gerberey betrifft, so kann Er nicht wissen, wozu sie ihm einmahl nützen kann.

So wurde noch hin und her gesprochen, und Glaskopf am Ende dahin gebracht, daß er dem Feldprediger wirklich versprach, daß er künftig auf alles Achtung geben wolle.

Hierauf holte der Feldprediger ein Taschenbuch heraus, in welches er alles eingetragen hatte, was von ihm, seit dem Ausmarsche, war bemerkt worden. Er las es Glaskopfen vor, und dieser erstaunte, daß man, auf einem so kurzen Wege, so vieles bemerken könne.

„Wenn ich nun einmahl wieder nach Hause komme," fuhr der Feldprediger fort: „so habe ich ein beständiges Andenken an meine Reise, ich kann davon erzählen, und einmahl meine Familie in langen Winterabenden unterhalten."

Gl. Ey der tausend! das ist doch wirklich hübsch. Wenn ich Papier hätte, so machte ich mir wohl auch so ein Büchelchen.

F. Ist dieß Sein Ernst?

Gl. Mein völliger Ernst.

F. Hier lieber Freund! ist so ein Taschenbuch. Ich mache Ihm ein Geschenk damit.

Gl. Ach! ich danke, ich danke. Sie sind doch wirklich ein guter Mann.

Jetzt deckte der Wirth den Tisch; und trug einen westphälischen Schinken und einen Pumpernickel auf.

Glaskopf machte große Augen, als er das Brot sah, das so schwarz wie Kohle war.

Der Feldprediger aber sagte: ah! das ist ja Pumpernickel! bey uns wird er auf die Tafeln der Vornehmen als eine Delicatesse gesetzt. Der Wirth wurde darauf genöthigt, sich mit zu Tische zu setzen, und der Feldprediger lenkte, da die Mahlzeit zu Ende ging, das Gespräch auf die Gerberey.

Sogleich wurde der Wirth, der bisher sehr wenig gesprochen hatte, beredt, und sagte — „Ja die Gerberey ist eine herrliche Sache. Mich hat es noch nie gereuet, daß ich sie erlernet habe. Sie hat mir zu einem reichlichen Stück Brot geholfen. Als ein armer Schelm habe ich angefangen, jetzt — doch ich will nicht prahlen — aber ich habe doch mein gutes Auskommen, und habe dabey die Freude, daß ich meinen Nebenmenschen nütze. Denn dabey bleibe ich, der Gerber ist einer der nützlichsten Männer in der Stadt. Freylich giebt es auch Gerber, die auf keinen grünen Zweig kommen. Sie sind aber gemeiniglich selbst Schuld daran. Sie arbeiten immer fort, wie sie es vom Vater und

Großvater gesehen haben, ohne zu überlegen, ob sie es nicht besser machen können. Ich habe auf meiner Wanderschaft aber auf alle Kunstgriffe und Vortheile genau Achtung gegeben, die manche Meister bey ihren Arbeiten hatten, und habe dabey viel gelernt: besonders in Mastricht. Aber ich kann Sie auch, ohne daß ich mich rühmen will, versichern, daß mein Leder eben so, wie das Mastrichter gesucht und bezahlt wird."

Nun erzählte er, ohne Zurückhaltung, alle die Vortheile, deren er sich bey Zubereitung der Felle zu bedienen pflegte.

Glaskopf paßte sehr auf, und da die Mahlzeit geendigt war, und der Wirth sich entfernt hatte, drückte er den Feldprediger die Hand, und sagte: ich danke für den guten Rath, den Sie mir gegeben haben. Heute habe ich viel gelernt. Nun trug er seine Bemerkungen, mit Hülfe des Feldpredigers, in sein Taschenbuch ein, und beyde verfügten sich dann zur Ruhe.

Während am andern Morgen Glaskopf und der Feldprediger ihr Frühstück verzehrten, wurde der unglückliche Zwiebel wieder in das Verhör geführt, der Advocat, der ihm zu seiner Vertheidigung war gegeben worden, suchte seinen Mord damit zu entschuldigen, daß er in der Trunkenheit, also in einem Zustande wäre begangen worden, in

welchem der Mörder seine Vernunft nicht brauchen konnte. Der Richter gab aber zur Antwort: „wäre Zwiebel, sich zu betrinken, verführt worden, oder hätte er sich aus Unbesonnenheit einmahl einen Rausch getrunken: so könnte ich auf diese Entschuldigung Rücksicht nehmen. Aber er ist ein Trunkenbold, er betrinkt sich vorsätzlich. Wenn vorsätzliche Trunkenheit entschuldigen sollte: so wäre ja allen Schandthaten Thür und Thor geöffnet, und jeder Bösewicht, wenn er ein Verbrechen begehen wollte, könnte sich betrinken, und sich hernach damit entschuldigen, daß es in der Trunkenheit geschehen wäre. Ich erkenne daher für Recht, daß Peter Zwiebel, weil er seinen Wirth erschossen hat, wieder erschossen werde."

Hierauf wurden von allen Beysitzern des Kriegsgerichts die Stimmen gesammelt, und alle stimmten diesem Urtheile bey.

Peter Zwiebel wurde darauf vorgeführt, und ihm das Todesurtheil vorgelesen, bey dessen Anhörung er beynah ohnmächtig wurde.

Zehn Uhr wurde abmarschirt, und der Delinquent geschlossen abgeführt.

Da man nach einer Stunde auf einer Heide ankam, wurde Halt gemacht, der Delinquent von seinem Karren genommen, und nachdem er gebeichtet und das heilige Abendmahl empfangen hatte,

wurden ihm die Augen verbunden, und die Execution ging vor sich.

Sobald er gefallen war, trat der Herr Feldprediger auf, und hielt eine Rede an die versammelten Soldaten mit folgenden Worten:

„Da liegt euer Kriegskamerad in seinem Blute, und hat die Strafe empfangen, die er als Mörder verdient hat. Wer ist unter euch so fühllos, daß er sich nicht bey diesem Anblick entsetzte? Wem schaudert nicht die Haut, wenn er bedenkt, daß ihn über lang oder kurz ein gleiches Schicksal treffen könne? Und gleichwohl ist keiner von euch dafür sicher, wenn er nicht stets über sich und seine Handlungen wacht. Zwiebel war kein Bösewicht. Der Mord, den er beging, war nicht vorsätzlich. Er hat ihn in der Trunkenheit begangen, und sein Verbrechen verabscheuet, und herzlich bereuet, sobald er wieder nüchtern war. Wer also den Mord verabscheuet, der hüte sich vor der Trunkenheit. Der Betrunkene ist vernunftlos, er kann nicht vernünftig handeln, weil seine Vernunft durch das starke Getränk betäubt ist. Er ist also zu allen Schandthaten fähig.

Woher kommt es aber, daß Menschen so unvernünftig handeln, und sich betrinken können? Daher, weil sie sich die Unmäßigkeit angewöhnt haben. Es hüte sich also jeder vor der ersten Aus-

schweifung im Trunke, welches ihm leicht seyn wird. Ist es ihm einmahl zur Gewohnheit geworden, sich zu betrinken: so wird es ihm schwer, vielleicht unmöglich werden, diese Gewohnheit abzulegen. Dieß sehen wir an Zwiebels Beyspiele, der dort in seinem Blute liegt. Er hat mich selbst versichert, daß ein Betrunkener unvernünftiger sey als ein Vieh, es sey aber die Gewohnheit, sich zu betrinken, so tief bey ihm eingewurzelt, daß es ihm schlechterdings nicht möglich sey, sie abzulegen.

Glaubt aber ja nicht: daß die Trunkenheit die einzige Gewohnheit sey, die zum Morde verleite. Jede böse Gewohnheit kann über lang oder kurz den Menschen zu Begehung dieses Verbrechens bringen.

Die Spielsucht z. B. — wie oft hat sie die besten Freunde entzweyt, und zu Mord und Todtschlag Veranlassung gegeben!

Die Dieberey, ist sie nicht auch der Weg zum Morde? Nicht jeder Dieb ist so tief gesunken, daß er ausginge um zu morden. Die mehresten betreten diesen schändlichen Weg nur in der Absicht, um sich des Vermögens ihrer Mitmenschen zu bemächtigen. Wenn sie aber auf der That ergriffen werden, und nun kein Mittel sehen, der Schande und der verdienten Strafe zu entrinnen, als den Mord derer, von welchen sie ergriffen wurden: dann er-

greift sie die Mordsucht, und sie begehen ein Verbrechen, dessen sie sich kurz zuvor für unfähig gehalten haben würden.

Mord! Mord! ist so etwas Schreckliches, daß gewiß jeder Mensch dagegen einen Abscheu hat; aber wer Ohren hat zu hören, der höre! — jede böse Gewohnheit kann am Ende den Menschen so weit bringen, daß er dieß unnatürliche Verbrechen begehet. Wer sich also gegen die Gefahr, ein Mörder zu werden, sichern will, der hüte sich vor dem ersten Schritte auf den Weg des Lasters!

Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr:
Sein Ende Nacht und Grauen.

Es wurde darauf ein Bote an die Obrigkeit des nächsten Ortes geschickt, und sie ersucht, daß sie den Leichnam des Mörders auf dem Platze, wo er war erschossen worden, möchte einscharren lassen, und dann wurde weiter marschirt.

## Glaskopf bewundert die Reinlichkeit der Holländer.

Das Regiment kam nun auf holländischen Grund und Boden, und das Nachtquartier

wurde ihm in einem holländischen Dorfe ange- wiesen.

Nach der getroffenen Verabredung wurden der Feldprediger und Glaskopf wieder in Ein Haus gewiesen. Als sie in das Haus eintreten wollten kam ihnen der Wirth entgegen und präsentirte je- dem ein Paar Pantoffeln. Glaskopf nahm die Seinigen an die Hand, und wollte damit zur Thür hinein gehen; der Wirth hielt ihn aber zurück, und sagte ihm mit Mienen, er solle erst die Pantoffeln anziehen.

„So laßt mich doch erst in die Stube," sagte Glaskopf: „daß ich erst die Schuhe ausziehen kann. Ihr seht ja daß ich Schuhe anhabe."

Der Herr Feldprediger öffnete ihm aber das Verständniß und sagte: „die Pantoffeln müssen über die Schuhe angezogen werden. Zugleich sagte er ihm auch, daß er sich ja fein zusammen nehmen solle, damit er nichts beschmutze! weil die Hollän- der außerordentlich auf Reinlichkeit hielten.

Bey seinem Eintritte in das Zimmer war Glaskopf ganz erstaunt, über die Reinlichkeit, die allenthalben sichtbar war. Die Stühle, die Fen- sterrahmen, die Thür, die Wände waren wie po- lirt; der Boden war mit einer aus Binsen geflոch- tenen Decke, und der Tisch mit einem schneewei- ßen Tuche bedeckt. Auch waren bereits porcellanene

Teller aufgesetzt, und zwey porcellanene Gefäße, die einen weiten Bauch, einen engen Hals und oben einen breiten Rand hatten, standen auf dem Tische.

Glaskopf legte seinen Tornister in eine Ecke und stellte die Muskete daneben, ging ein paarmahl in der Stube auf und ab, und da er Durst empfand, an dem es ihm nie zu fehlen pflegte: so ergriff er eins von den porcellanenen Gefäßen, und setzte es, in der Meynung, daß es mit Wein oder Bier gefüllt sey, an den Mund, um es auszuleeren.

Da das Gefäß aber gar nicht zum Trinken bestimmt war: so lief ihm die Brühe theils an der Weste herunter, theils auf den Stuhl, und das Wenige, was ihm in den Mund gekommen war, hatte einen so widerlichen Geschmack, daß er es unwillig in die Stube spuckte.

Zum Unglück trat eben die Wirthin herein, als er mit Ausleerung des Gefäßes beschäftigt war, und gerieth über die Verunreinigung ihres Stuhls und Fußbodens in den heftigsten Zorn. „Duytcher“ sagte sie, „was voor een disorder maakt je hier? denk je dat myn Kamer een Varkenstal is? Zie hoe dat je deese Stoel en deese Tapyten beveilt hebt.“ Das sollte auf gut Deutsch heißen: „Deutscher, was für eine Unordnung macht ihr hier? Denkt ihr, daß mein

Zimmer ein Schweinestall ist? Seht wie ihr diesen Stuhl und diese Tapeten verunreinigt habt."

Glaskopf verstand kein Wort davon, nnd sagte zum Feldprediger: „der Henker mag das kauderwelsche Zeug verstehen, das die Frau spricht."

Der Herr Feldprediger machte ihm aber ein finsteres Gesicht, und sagte: er habe einen sehr albernen Streich gemacht. Das Gefäß, das er hätte ausleeren wollen, sey kein Trinkgefäß, sondern ein Spucknäpfchen, welches die Holländer immer auf den Tisch zu setzen, und hinein zu spucken pflegten; es habe also weder Wein, noch Bier, sondern Wasser, Speichel und Schleim enthalten. Darauf ging er zur Wirthin, klopfte sie auf die Schulter, und gab ihr durch Gebehrden zu verstehen, daß er den Verdruß, der ihr zugefügt worden, sehr bedauere.

Da wurde sie etwas freundlicher, holte ein Tuch, und rieb mit der größten Sorgfalt die Flecken ab, die Glaskopf auf ihren Stuhl und ihre Fußdecke gemacht hatte.

Das Essen wurde nun aufgetragen, und ohne viele mündliche Unterhaltung verzehrt: weil beyde Gäste sehr verstimmt waren; der Feldprediger, wegen des albernen Streichs, den Glaskopf gemacht, und dieser, wegen des Labetranks den er zu sich genommen hatte.

Nach Tische gähnte Glaskopf, und wartete sehnlich auf die Streue. Es wurde aber keine gemacht. Als die Zeit zum Schlafengehen kam, trat der Wirth herein, schloß eine Wandthür auf, und zeigte zwey reinliche Betten, die hinter derselben für die Gäste bereitet waren. Sie machten, ohne viele Complimente, Gebrauch davon.

Den folgenden Morgen ging der Feldprediger in Glaskopfs und einiger andern Soldaten Begleitung aus, um sich umzusehen. Als sie in den Hof ihres Wirths kamen, war eine Magd damit beschäftigt, das Pflaster abzuwaschen und abzubürsten. Sie gingen nach dem Kuhstalle, und was da Glaskopfs Aufmerksamkeit zuerst auf sich zog, war eine Mistgabel, die vor dem Stalle stand. Er nahm sie voll Verwunderung in die Hand, und sagte: „ey, Leute, so eine Mistgabel ist mir noch nicht vorgekommen. Seht nur, Stiel und Zinken sind wie polirt. Meiner Treue! meines Vaters Vorleggabel war nicht reinlicher.

Jetzt öffnete der Wirth die Stallthür, und die Gesellschaft wunderte sich nicht wenig über den Anblick den sie hatte. Statt daß man bey dem Eintritte in die Kuhställe der Deutschen die Schwänze der Kühe zunächst vor Augen hat: so sah man ihnen hier ins Gesicht; und statt daß man dort keinen Tritt thun kann, ohne die Schuhe zu verunreini-

gen; so war hier alles so reinlich, wie in einer Stube. Eine Magd beschäftigte sich damit die Kühe mit einem Lappen abzureiben und zu bürsten, und ihnen die Hörner zu waschen.

„Nun," fragte der Feldprediger, „wie gefällt es euch hier?" „Vortrefflich" sagte einer der Soldaten. „Eine solche Reinlichkeit habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Ich bin zu Hause in mancher Bauernstube gewesen, die nicht so sauber war wie dieser Kuhstall."

„Und wie reinlich die Kühe sind!" sagte Glaskopf; „da findet man doch an keiner auch nur ein Quentchen schwer Mist. Mein Vater bekam oft Felle, an denen der Schmutz so schwer wog, als die Felle selbst."

„Das ist nicht viel Ehre für die Deutschen," antwortete der Feldprediger. „Indessen darf man die Deutschen nicht alle der Unreinlichkeit beschuldigen. Ich bin bey manchem deutschen Landwirthe gewesen, in dessen Wohnung und Ställen es ebenfalls sehr reinlich war, und der es sich zur größten Schande angerechnet haben würde, wenn eine Kuh den geringsten Unrath an sich gehabt hätte.

Ihr, lieben Freunde, merkt es Euch fein, was die Reinlichkeit für eine herrliche Sache sey. Uebertreiben sie die Holländer gleich in vielen Stücken, so kann man doch gewiß auch vieles von ihnen ler-

nen. Wenn ihr einmahl eure eigne Wirthschaft anfangt; so erzählt euern Weibern fein oft von diesem Kuhstalle, und von der Reinlichkeit, die ihr in den holländischen Zimmern gefunden habt; damit sie sich gewöhnen, die Spinnengewebe wegzuschaffen, den Staub von den Gesimsen zu kehren, die Thüren fein abzuwaschen, hübsch ordentlich die Stube, das Haus und die Küche aufzuräumen, und ihre Tischgeschirre wenigstens so reinlich zu halten, wie die Holländer ihre Mistgabeln.

Und bemerkt ihr nicht die Ordnung, die allenthalben herrscht? seht ihr da einen Holzspan, einen Besen, einen Stein oder einen Knochen liegen? jedem Dinge, auch dem geringsten ist sein Platz angewiesen. Hier steht die Mistgabel, da der Besen, in dieser Ecke stehen andere Instrumente, die man bey uns nicht kennt. Lacht euch ein solcher Hof nicht entgegen? Ich will wünschen, daß es künftig in euern Stuben eben so ordentlich aussehen möge, als in diesem Hofe. Wißt ihr denn wann ihr euch zur Ordnung gewöhnen müßt? jetzt, da ihr noch jung seyd. Wer sich erst viele Jahre hindurch an die Unordnung gewöhnt hat, der wird in seinem Leben nicht ordentlich. Sich zur Ordnung zu gewöhnen, ist auch bey weitem so schwer nicht, als mancher glauben möchte.

Die zwey Hauptregeln, die man bey der Gewöhnung zur Ordnung befolgen muß, sind diese: gib jeder Sache ihren bestimmten Ort, und stelle und lege alles, was du gebraucht hast, wieder an seinen Ort. Ist denn dieß etwa so schwer? Kostet es denn der Holländischen Magd etwa mehr Mühe, die Mistgabel hier und den Besen dorthin zu stellen, als es kostet, sie auf dem Hofe liegen zu lassen?"

Während sie in diesem Gespräche begriffen waren, kam der Kriegscommissarius, und zeigte dem Feldprediger einen Wechsel über 12000 Gulden, den ihm ein gewisser van der Hoot für das Regiment zahlen solle, der in diesem Orte wohnte, und also wahrscheinlich ein Bauer wäre. „Es muß ein Irrthum seyn," sagte er, „wie kommen ein Bauer und 12000 Gulden zusammen?"

„Beurtheilen Sie," sagte der Feldprediger, „die Holländischen Bauern nicht nach unsern Landleuten." Er zeigte darauf den Wechsel seinem Wirthe und fragte ihn: wo dieser Mann wohne? Er zeigte ihm dessen Haus, das zunächst an dem seinigen stand. Der Kriegscommissarius ging also zu dem Herrn van der Hoot, und der Feldprediger nebst seiner Gesellschaft begleitete ihn.

Van der Hoot empfing die Gesellschaft in der Hausthür, der Kriegscommissarius zeigte ihm den Wechsel, und er wurde sehr ängstlich. Der

Kriegscommissarius bemerkte es, und sagte zum Feldprediger: sehen Sie, wie verlegen er ist? Ich werde wohl leer abziehen müssen. Eigentlich war er aber nicht des Wechsels wegen verlegen, sondern weil er für die große Gesellschaft, die vor seinem Hause stand, nicht Pantoffeln genug hatte. Er gab dieß durch Worte und Mienen zu verstehen, und holte drey Paar Pantoffeln herbey, davon bekamen der Kriegscommissarius, der Feldprediger und Glaskopf jeder eins. Den übrigen sagte der Feldprediger, daß sie zurückbleiben müßten, weil van der Hoot nicht Pantoffeln genug für sie habe. Sogleich traten sie zurück, und die Aengstlichkeit des van der Hoot verlor sich. Er ließ die drey in sein Zimmer treten, und fragte den Kriegscommissarius, ob er die Zahlung in Ducaten, Carolins oder holländischen Gulden haben wolle? ihm sey es gleich! weil er mit allen diesen Münzsorten versehen sey. Da ihm dieser sagte, er wünsche die Zahlung halb in Ducaten, halb in holländischen Gulden zu haben: so holte er erst ein Säcklein voll Ducaten, aus dem er für 6000 Gulden heraus zahlte, dann ein Paar Säcke voll Silbergeld, die gerade zureichten, die übrigen 6000 Gulden zu bezahlen. Der Commissarius ließ sich das Geld in verschiedene Beutel thun, um sie von den Soldaten forttragen zu lassen.

Ehe dieß aber noch geschah, wurde die Gesellschaft erst mit Thee und Zwieback, holländischem Käse und Mallagawein bewirthet; welches allen, aber vorzüglich einem gewissen sehr wohl behagte, der den Mallagawein weit schmackhafter fand, als den Labetrank, mit dem er sich den Tag zuvor begossen hatte.

Als die Gesellschaft wieder vor das Haus kam, bezeigte sie ihr Erstaunen über den Reichthum dieses Bauern, und Glaskopf war besonders geschäftig, seinen Kameraden von der Wohlhabenheit dieses Mannes zu erzählen, und sie mit der Dürftigkeit seiner Landsleute in Vergleichung zu stellen.

Nachdem sie eine Zeit lang geplaudert hatten, nahm der Feldprediger das Wort und sagte: „woher kommt es wohl, daß der Holländische Bauer so wohlhabend ist?"

Einige suchten die Ursache davon in der Fruchtbarkeit des Bodens, andere in der Regierung, andere in noch etwas anderm, und alle meynten: zu solcher Wohlhabenheit könne kein Deutscher Bauer kommen.

„Wahr ist es," sagte der Feldprediger, „daß die Holländer ein sehr fruchtbares Land bewohnen, indeß gibt es doch auch Gegenden in Deutschland, die dem Holländischen Boden an Fruchtbarkeit nichts nachgeben. Wahr ist es auch, daß das Land (wel-

ches damahls unter dem Erbstatthalter stand) wenig Abgaben hat: weil die Holländische Regierung ihre Einkünfte mehrentheils von der Schifffahrt zieht. Wahr ist es auch, daß die Holländischen Bauern wegen der Schifffahrt ihre Erzeugnisse leichter und mit größerm Vortheile absetzen können, als unsere Deutschen Bauern. Bey alle dem würden aber die Holländischen Bauern doch nicht so reich werden, wenn sie nicht auch so gute Wirthe wären, ihre Aecker, Gärten und Vieh nicht so gut in Acht nähmen. und nicht so viel auf Ordnung und Reinlichkeit hielten. Auch der Deutsche Bauer, wenn er die Landwirthschaft gut versteht, die Arbeit nicht scheut, seine Geschäfte mit Nachdenken betreibt, auf Ordnung und Reinlichkeit hält, und dafür sorgt, daß er immer eine gute Haushaltungscasse habe, aus welcher er alles zur rechten Zeit einkaufen kann, wird leicht ein wohlhabender Mann, wenn schon es ihm nicht möglich ist, solche Geldsäcke zu füllen, wie wir sie bey Van der Hoot fanden."

## Unverhofftes Wiedersehen.

Den Abend wendete der Feldprediger, nebst seinem Stubengesellschafter, dazu an, daß sie in ihre Bücher eintrugen, was sie bemerkt hatten.

Sie lasen sie dann einander vor. Der Feldprediger hatte freylich mehr als Glaskopf, unterdessen freute er sich doch, daß dieser anfing aus seinem Taumel zu erwachen, und außer dem sauern Biere und den Klösen ohne Speck, noch andere Dinge merkwürdig fand.

Am folgenden Tage bekam Glaskopf nebst seinem Hofmeister Quartier bey einem Metzger, der sie freundlich aufnahm.

Als er den Feldprediger erblickte, machte er große Augen, betrachtete ihn vom Kopfe bis auf die Füße, lächelte und schüttelte den Kopf, und, sobald der Feldprediger aus der Stube gegangen war, fragte er Glaskopfen: „wie heißt denn der Herr, der bey Ihm ist?"

„Es ist der Feldprediger Alcor," erhielt er zur Antwort.

„So! so!" sagte der Wirth, und ging ab, um die Mahlzeit zuzubereiten.

Nach einer Stunde wurde sie aufgetragen, und war so reichlich, daß beyde Gäste sich darüber verwunderten. Der Wirth, seine Frau und seine beyden Knaben, setzten sich mit zu Tische. Der Feldprediger getrauete sich aber nicht zu sprechen, weil er das Holländische nicht sprechen konnte; der Wirth stellte sich als wenn er kein Deutsch verstände, und Glaskopf war der Meynung, daß er, bey der reich-

lichen Mahlzeit den Mund zweckmäßiger, als mit Sprechen beschäftigen könne.

Erst da das erste Weinglas geleert war, öffnete der Wirth den Mund und sprach zum Feldprediger: „Ja! ja! mein lieber Müllers Fritz, es ist lange, daß wir nicht zusammengesessen haben.“

F. Zusammengesessen? Wo denn da?

W. In der Schule, lieber Müllers Fritz!

F. In der Schule? Mein Gott! bist Du nicht Martin Roßleder?

W. Martin Roßleder, mit dem Du so manchen Ball gestrickt hast.

Der Feldprediger war vor Freuden außer sich, fiel seinem Wirthe um den Hals, und Frau und Kinder standen erstaunt da, weil sie gar nicht wußten, was dieß bedeuten solle.

Roßleder sagte ihnen dann auf Holländisch, daß dieser Herr sein alter Schulfreund sey, mit dem er seine Jugendjahre sehr vergnügt verlebt habe. Da stand die Frau auf und machte ihm eine Verbeugung, und die Knaben küßten ihm die Hand; der Feldprediger küßte ihnen dagegen den Mund.

Nun wurde auf einmahl das Gespräche lebhafter. „Eher hätte ich mir des Himmels Einfall vermuthet,“ sagte der Feldprediger, „als daß ich Dich, lieber Roßleder, hier finden würde. Wie bist Du denn hierher gekommen?

R. Ja, lieber Fritz! der liebe Gott führt seine Menschen zuweilen gar wunderbar. Nachdem ich das Metzger-Handwerk erlernt hatte, ging ich in die Fremde, und nahm erst von Dir Abschied. Weißt Du noch?

F. Ich werde es ja wissen. Du schenktest mir ja, Du schenktest mir ja (indem er den Beutel zog und eine Münze auf den Tisch warf) diesen Harzgulden; kennst Du ihn noch?

R. Du mußt mich doch noch ein Bißchen lieb haben, da Du diesen Harzgulden so lange aufbewahrt hast. Als ich dir den Harzgulden gegeben hatte, ging ich fort, immer weiter, bis ich nach Amsterdam kam. Hier ließ ich mich bereden, mit nach Grönland auf den Wallfischfang zu gehen. Bey meiner Zurückkunft wurden Matrosen auf Schiffe gesucht, die nach Westindien segeln sollten. Nun wirst Du dich erinnern lieber Fritz, wie wir beyde sonst in die weite Welt wünschten zu gehen, wann wir mit einander den Robinson lasen. Du kannst also leicht denken, daß ich die Gelegenheit, nach Westindien zu kommen, mit Freuden ergriff. Da ich mir auf meiner Fahrt nach Grönland Geld erspart hatte: so kaufte ich mir dafür allerley Sachen ein, von denen man mir sagte, daß man sie in Westindien mit großem Vortheile verkaufen könnte. Meine Fahrt war glücklich, und wir kamen wohl-

behalten in Surinam an, wo ich mir ein hübsches Sümmchen Geld machte.

Die Seereisen gefielen mir so wohl, daß ich, bey meiner Rückkehr, den festen Entschluß faßte, im nächsten Frühjahre auch eine Fahrt nach Ostindien zu machen. Damit ich aber bis dahin mein Geld nicht angreifen dürfte, so nahm ich Arbeit bey einem Metzger in Utrecht. Hier kam ich bald auf andere Gedanken. Ich fand da etwas, das mir besser gefiel als Ost- und Westindien, und Grönland und Spitzbergen. Das war meine nunmehrige liebe Frau, die du hier vor dir siehst. Sie ist die Tochter meines damahligen Meisters.

Die Liebe zu ihr machte mich so unruhig, daß ich auf keiner Stelle zu bleiben wußte, und, wann ich in das Bette kam, konnte ich nicht schlafen. Mancherley Gedanken gingen mir durch den Kopf. Bald wollte ich der Adelheid (dieß ist der Taufnahme meiner Frau), bald ihrem Vater meine Liebe entdecken, bald so weit gehen, als mich mein Beine trügen, bald mir ein Leid anthun. Wann dann der Tag anbrach, so entdeckte ich meine Liebe der Adelheid nicht und dem Vater nicht, ging nicht so weit mich meine Beine trugen, und that mir auch kein Leid an.

F. Da hast du nicht übel daran gethan. Nun fahr doch fort! —

R. An einem Sonntage ging Adelheid auf eine Hochzeit, geputzt wie eine Prinzessin, und ich — ich hatte das Nachsehen. Da hätte ich aus der Haut fahren mögen. Mancherley dumme Gedanken gingen mir durch den Kopf, endlich entschloß ich mich, zu einem Deutschen Landsmanne, dem Herrn Cramer, zu gehen. Ich war schon mehreremahl bey ihm gewesen. Er war ein frommer, gottesfürchtiger Mann, der mir schon manche gute Lehre gegeben hatte. Noch immer danke ich Gott dafür, daß er mir diesen Gedanken eingegeben hat. Als ich zu ihm kam, fand ich ihn in seinem Lehnstuhle bey einer Kanne Thee und einer Pfeife Tobak.

„Willkommen Landsmann!" sagte er. „Setz dich! stopf dir eine Pfeife Tobak und trink eine Tasse Thee mit mir. Aber wie kommst du mir vor? Du siehst so bleich aus, und drehst so unruhig die Augen umher, bist du krank?"

Da ich ihn versicherte, daß ich nicht krank sey, that er noch verschiedene Fragen an mich und wußte mich so treuherzig zu machen, daß ich ihm mein ganzes Geheimniß entdeckte.

„Gib mir die Hand, Landsmann!" sagte er. Ich danke dir für deine Offenherzigkeit. Ich will dir nun rathen so gut ich kann. Du bist verliebt, und — mit der Liebe darf man nicht spaßen. Sie

hat schon manche vernünftige Leute zu Narren gemacht, und manche gute Menschen zu den schändlichsten Handlungen verleitet. Hast du denn Religion?"

Als ich ihn dieß versicherte, fuhr er fort: „Nun so darfst du schlechterdings keinen Schritt thun, von dem du nicht Gott Rechenschaft geben kannst. Hüte dich also ja, daß du nicht durch unerlaubte Mittel, durch List, Ueberredung oder Gewalt, zu deinem Zwecke zu kommen suchest. Vor der Hand gib dir Mühe, deine Liebe zu beherrschen. Denn wenn dir das Mädchen nun nicht von Gott bestimmt ist, was hilft dir deine Liebe? Du wirst dich dadurch nur unglücklich machen. Thue deine Schuldigkeit, wie ein rechtschaffener Bursch, sey fleißig und unermüdet in deiner Arbeit, mache alles aufs Beste, thue was du deinem Meister an den Augen absehen kannst. Sey gegen deine Adelheid gefällig, aber sag ihr keine Liebeleyen vor!

Wann du nun ein Paar Jahre so gearbeitet hast, und dein Meister und seine Tochter dich haben kennen lernen, nun so gehe zu jenem und sprich ihn um diese an. Weißt du, wie lange Jakob seinem Schwiegervater diente, um die Rahel zu bekommen? So lange sollst du nicht dienen. Zwey Jahre aber mußt du wenigstens aushalten.

Es gibt kein anderes erlaubtes Mittel dir die Liebe der Adelheid und das Zutrauen ihres Vaters zu erwerben, als daß du durch dein Betragen zeigst, daß du ein fleißiger, rechtschaffner, gefälliger Bursche bist. Führt dich dieses Mittel nicht zu deinem Zwecke: erhältst du nach zwey Jahren eine abschlägliche Antwort: so ergib dich in dein Schicksal, wie es einem guten Christen zukommt, und gehe, so weit dich deine Beine tragen. Erhältst du aber, wie ich hoffe, keine abschlägliche Antwort, nun, so kannst du deine Braut annehmen, als von Gott gegeben.

Ich dankte für den guten Rath, und versprach ihn zu befolgen. Die eine Hälfte des Raths zu befolgen, meine Schuldigkeit als ein rechtschaffner Bursche zu thun, war mir sehr leicht, ich war noch einmahl so fleißig wie sonst, that, was ich meinem Herrn und seiner Tochter an den Augen absehen konnte, und wäre beyden durchs Feuer gelaufen, wenn sie es verlangt hätten. Mit dem andern Theile des guten Raths wurde es mir aber desto schwerer: meine Liebe ganz zu beherrschen war mir nicht möglich. Zwar gab ich sehr auf mich Achtung, daß ich niemanden etwas davon merken ließ, mir kam es aber doch vor, als wenn man etwas davon gemerkt hätte.

Fünf Vierteljahre hatte ich so um meine Adelheid treu und redlich gedient, da kam ein reicher Wittwer und hielt um sie an. Wie mir dabey zu Muthe war kannst du leicht denken. Es schmeckte mir weder Essen noch Trinken, und, was mir noch nicht begegnet war, als ich Würste machte, vergaß ich Salz hinein zu thun. Mein Meister knurrte darüber, und seine Tochter? die kam zu mir und sagte: „nun Roßleder! wo hat Er denn seine Gedanken gehabt? Er hat ja kein Salz in die Würste gethan?"

„Ach," antwortete ich, „ich weiß nicht wo mir der Kopf steht. Ich mache alles verkehrt. Nun wird Ihr Vater böse auf mich werden, und so etwas bin ich nicht gewohnt; das Beste wäre wohl, daß ich meinen Abschied nähme."

Ich faßte sie scharf in die Augen, da ich dieß sagte. Sie wurde im ganzen Gesichte wie Scharlach, holte tief Athem und sagte: „Abschied nehmen? Um so einer Kleinigkeit willen? Es wird Ihm wohl in unserm Hause nicht gefallen."

„Bis jetzt hat es mir nur ein Bißchen zu gut gefallen," sagte ich.

„Nun, da wird Er ja auch wohl länger bleiben" —

Mit diesen Worten ging sie fort, und ich — ich hatte genug. Wie der Wind lief ich zu

ihrem Vater und bat ihn um Verzeihung wegen des Fehlers, den ich begangen hatte.

„Es ist schon vergeben," sagte er.

„Will Er mich denn länger behalten?" fragte ich; und da er mir sagte, daß er noch mit keinem Burschen so zufrieden gewesen wäre, als mit mir, und daß er wünsche ich bliebe Lebenslang bey ihm: so platzte ich heraus: „Meister! sagte ich, „gern bleibe ich lebenslang bey Ihm, aber nur unter einer Bedingung — wenn Er mir Seine Tochter gibt."

„Das dachte ich wohl," sagte er. „Ich habe lange so etwas gemerkt. Ich will halt mit meiner Tochter davon sprechen.

Jetzt trat die Tochter selbst herein. Der Vater reusperte sich, schneuzte sich, am Ende rückte er mit der Sprache heraus. „Kannst du denken," sagte er, „Roßleder will dich zur Frau haben. Du hast deinen freyen Willen, denn du nimmst einen Mann für dich und nicht für mich. Ich kann den Burschen wohl leiden. Wie steht es mit dir?"

„Mit mir?" gab sie zur Antwort, „du weißt ja, was ich dir gesagt habe."

Hier faßte ich des Meistes Hand, und fragte, „was hat sie gesagt?"

„Roßleder!" erhielt ich zur Antwort, „ich kann die Weitläufigkeiten nicht leiden. Ich will

es ihm also kurz und gut sagen, was mir meine Tochter gestanden hat. Als ich sie fragte, ob sie den Herrn Rupter haben wolle? gab sie mir zur Antwort: sie hätte Einen in ihr Herz geschlossen, wenn sie diesen nicht haben könnte, so wollte sie lieber gar keinen Mann nehmen, und dieser Eine hieße Roßleder.

Da war nun Freude in allen Ecken. Adelheid wurde auf der Stelle meine Braut, und in vier Wochen — meine Frau.

Nun lebe ich mit ihr vergnügt und habe die zwey Jungen von ihr bekommen, an denen ich meine größte Lust sehe. So ist es mir gegangen, lieber Alcor! und dir? wie hast du denn gelebt?

Der Feldprediger erzählte ihm nun seine Lebensgeschichte auch, und als er damit fertig war, fuhr Meister Roßleder fort: „du bist doch ein ganz anderer Mann geworden als ich. Du bist ein Gelehrter und ich — nur ein Metzger. Was du bist hätte ich auch werden können. An Kopfe hat es mir nicht gefehlt, daß weißt du. Als wir in der Schule neben einander saßen, haben wir immer mit einander um die Wette gelernt. Erinnerst du dich noch?

F. Recht wohl. Ich weiß es auch noch gar wohl, daß der Rector mit dir oft besser zufrieden war, als mit mir. Da du aber einen so guten

Kopf hattest, warum hast du denn nicht auch studirt?

R. An mir hat es nicht gelegen. Du weißt ja aber, daß es mein Vater nicht zugab.

F. Und was muß ein gutes Kind thun, wenn der Vater etwas will?

R. Es muß ihm gehorchen.

F. Ganz recht. Den Vater hat uns Gott gegeben; und daß wir dem Vater gehorchen sollen, das ist sein Wille. Es ist also Gottes Wille gewesen, daß du nicht studiren sondern ein Metzger werden solltest. Damit kannst du dich beruhigen.

R. Ich muß ja wohl. Es geht mir aber doch im Kopfe herum, wenn ich bedenke, daß ich weit mehr gutes hätte stiften können, wenn ich ein Gelehrter geworden wäre.

F. Wirklich? Da kannst du ja wohl gar weiter sehen, als der liebe Gott. Denn wenn dieser gewußt hätte, daß der Gelehrte Roßleder mehr Nutzen stiften würde, als der Metzger Roßleder: so würde er es gewiß so gefügt haben, daß du ein Gelehrter geworden wärest. Stiftest du nicht auch Nutzen? Ist denn das eine Kleinigkeit, daß du so vielen hundert Menschen Nahrungsmittel verschaffst? so viele hundert Matrosen jährlich mit Wurst und Speck versorgst? Jetzt bist du ein geschickter Metzger, wie ich daraus schließe, daß dein Mei-

ster dich nicht von sich lassen wollte, und dir seine Tochter gab. Ob du ein eben so geschickter Gelehrter geworden seyn würdest, das ist noch gar nicht erwiesen. Man hat der Beyspiele gar viele, daß junge Leute, die die besten Köpfe hatten, auf Universitäten verführt, daß sie liederlich, und schlechte Gelehrte wurden. Da glaube ich nun immer, daß ein guter Metzger weit mehr Nutzen stifte, als ein schlechtdenkender oder ungeschickter Gelehrter. Eine gute Wurst, ein guter Schinken, sind mir allemahl lieber als ein schlechtes Buch. Und wer gute Würste macht, der stiftet gewiß weit mehr Gutes, als ein Gelehrter, der schlechte, oder gar sittenverderbende Bücher schreibt.

N. Du weißt mir ja recht nach dem Maule zu reden.

F. Das gar nicht, lieber Freund. Als ich aus Deutschland abreisete, bekam ich eine Schrift zu lesen, die so verführerisch war, daß gewiß viele junge Leser und Leserinnen, dadurch werden verdorben werden. Wenn ich dich nun unter deinen Würsten, Schinken und Speckseiten sehe, so erscheinst du mir als ein recht nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft: der Verfasser jener Schrift hingegen erscheint mir als ein höchst schädliches Glied derselben. Du nährest die Körper, jener verderbt die Seelen.

R. Ich danke dir für dir gute Lehre die du mir gegeben hast. Von jetzt an werde ich noch freudiger meine Würste machen und meinen Speck einsalzen.

F. Das thust du mit allem Rechte. Ich muß dir aber noch mehr sagen. Du bist ja nicht bloß Metzger, sondern auch Ehemann, Vater, Unterthan, Bürger. Wie ich sehe, so bist du ein sehr guter Ehemann und Vater, weil du, nach so vielen Jahren, deine Frau noch liebst und von ihr geliebt wirst, und ein Paar so liebe Jungen erzogen hast. Ein guter Bürger und Unterthan bist du gewiß auch: denn wer seine Pflichten gegen Frau und Kinder erfüllt, der erfüllt sie gewiß auch gegen seine Mitbürger und seine Obrigkeit. Wie viel Gutes kannst du also stiften, wenn du deine gute Frau recht lieb hast, und ihr das Leben angenehm machst, wenn du deine Söhne zu guten, geschickten und fleißigen Leuten erziehst, wenn du deinen Mitbürgern in der Noth beyspringst, und ihnen ein gutes Beyspiel giebst.

R. Du hast wohl recht, mein lieber Fritz Alcor! Inzwischen, wenn ich nun alle meine Pflichten erfüllt habe, so bin ich doch weiter nichts, als Meister Roßleder. Und wenn wir mit einander reiseten und kämen in Gesellschaft: so würde man dem Feldprediger Verbeugungen machen,

und Meister Roßledern kaum einen Stuhl präsentiren.

F. Geht es mir denn nicht eben so? Besinnst du dich noch auf Heinrich Schuhu, der mit uns in die Schule ging? Der ist jetzt Geheimer-Rath und hält sich Kutsche und Pferde. Wenn ich mit diesen in Gesellschaft kam: so stand alles vor ihm auf, und der Feldprediger wurde kaum bemerkt. Ich muß dir aber sagen, daß ich deßwegen nie eine trübe Stunde gehabt habe. Aus der Ehre, die man dem Stande oder Titel erzeigt, habe ich nie etwas gemacht; aber desto mehr aus der Ehre, die man den Personen selbst erweist. Wenn meine Soldaten mich lieb haben, wenn meine Officiere mich schätzen, und ich am Ende des Tages an Gott denke und ihm von meinen Handlungen Rechenschaft geben kann: so fühle ich mich so geehrt, daß mir alle andre Ehrenbezeigungen vollkommen gleichgültig sind. Genießest du diese Ehre nicht auch? Wirst du nicht von deiner Frau und deinen Kindern geliebt? Schätzen dich nicht deine Mitbürger?

R. Ja, daß ist wahr; und es wäre unrecht von mir gehandelt, wenn ich es leugnen wollte.

F. Wenn wir beyde vor Gott stehen, gibt dieser dem Feldprediger wohl den Vorzug? Wenn Meister Roßleder und der Feldprediger beyde ihre

Schuldigkeit thun, sind sie dann nicht bey Gott beyde gleich gut angeschrieben?

R. Ja! ja! du hast Recht. Ich glaube, ein rechtschaffener Metzger steht bey ihm in größerm Ansehen, als ein ungerechter Edelmann.

F. Und noch eins! Wenn du jetzt deine Frau losschlagen könntest, um welchen Preiß würdest du sie wohl hingeben?

R. Um keinen in der Welt. Nein, meine Adelheid die geht mir über Alles.

F. Und diese Adelheid hättest du nicht, wenn du ein Gelehrter geworden wärest. Freue dich also, lieber Freund! über das viele Gute das du hast, und gräme dich nicht über —

Pump! da fiel Glaskopf vom Stuhle, und blutete aus der Nase. Er hatte des Guten zu viel gethan, und lag nun da ohne alle Besinnung. Die Frau Roßledern hatte ihre Kinder und sich selbst zu Bette gebracht, und die beyden Schulkameraden hatten mit dem Blutenden vollauf zu thun. Zum Glück hörte das Blut auf zu laufen, sobald sie ihm die Stirn mit kaltem Wasser gewaschen hatten. Sie wollten ihm auf die Beine helfen, und ihm bey dem Ausziehn behülflich seyn; er konnte aber auf keinem Beine stehen. Sein Wirth nahm also die für ihn bestimmten Betten aus der Bettstelle, warf sie auf die Erde, und Glaskopf wurde unaus-

gekleidet darauf gelegt. Herr Aktor entkleidete sich aber; bestieg das für ihn bestimmte Bett und wünschte seinem lieben Schulkameraden eine angenehme Ruhe.

Von keinem Wirthe hatte sich der Feldprediger so ungern getrennt, als von seinem Freunde Roßleder. „Ist es denn gar nicht möglich," fragte dieser, „daß du ein Paar Tage bey mir bleiben, und hernach mit Postpferden nachreisen könntest?"

„Möglich und nicht möglich," antwortete der Feldprediger, „nachdem man es nimmt. Von außen her ist nichts, das es mir unmöglich machte. Es kostete mich bey meinem Obersten ein Wort, so würde ich die Erlaubniß, ein Paar Tage zurück zu bleiben, erhalten. Aber in mir sitzt ein Oberster, der etwas streng ist, und der mir die Erlaubniß zum Zurückbleiben schlechterdings nicht ertheilt. Dieser ist — mein Gewissen.

„Für die leibliche Pflege unserer Soldaten ist hinlänglich gesorgt, um ihre geistige Pflege bekümmert sich aber niemand. Diese ist mir anvertrauet, und ich kann sie daher nicht verlassen. Ich beobachte sie immer, und nütze hier durch Ermahnung, dort durch Warnung, oder durch Belehrung, oder durch Trost. Leb wohl Lieber! und behalte mich lieb. Bringt mich Gott wieder lebendig und gesund

aus America zurück, so suche ich dich wieder auf, bleibe eine Woche bey dir, und dann wollen wir uns von dem, was wir in der Welt gesehen, erfahren und geduldet haben, weitläuftiger unterhalten. Gott gebe; daß wir einander wieder sehen! Gibt er es aber nicht, sehen wir einander nicht wieder, nun so geschehe sein Wille! Einst werden wir, einander doch in einer bessern Welt wieder finden."

So zog er ab, Glaskopf folgte ihm, drückte seinem Wirthe die Hand, und dankte für gute Bewirthung.

So oft auf dem Wege Halt gemacht wurde, ging der Feldprediger bald zu diesem, bald zu jenem Soldaten, sprach mit ihm, und machte ihn aufmerksam auf mancherley, das man in Deutschland nicht sieht. Nur Einen Soldaten vermied er sorgfältig, und dieser hieß — Glaskopf. Es schien, als wenn er es gewaltig übel genommen hätte, daß dieser den Tag zuvor so betrunken gewesen war. Doch kam er des Abends wieder mit ihm in Einem Quartire zusammen, und verzehrte mit ihm das Abendbrot.

Nachdem es verzehrt war, sagte der Feldprediger: „nun wollen wir auch einander vorlesen, was wir gestern bemerkt haben."

Gl. Nun da lesen Sie vor!

F. Heute soll Er einmahl den Anfang machen.

Gl. Ich? Ich habe gar nichts aufgeschrieben.

F. Und warum denn nicht?

Gl. Der Kopf that mir heute so weh, daß ich gar keine Gedanken zusammenbringen konnte.

F. Mir that er nicht weh. So will ich Ihm also vorlesen, was ich bemerkt habe.

Er las darauf vor, und der Schluß seiner Vorlesung war folgender: „Gern hätte ich mit meinem guten Wirthe länger geplaudert, aber mein Kriegskamerad Glaskopf entzog mir dieß Vergnügen. Da wir mitten im Gespräche waren, fiel er vom Stuhle und schlug sich die Nase blutig. Wir wollten ihn auskleiden, er war aber so betrunken, daß er auf keinem Beine stehen konnte. Wir mußten ihn also unausgekleidet auf die Streue schleppen. Dieß machte mich sehr traurig: weil ich sah, daß er noch immer der alte Glaskopf wäre, der seine Begierden gar nicht beherrschen kann, und daß ich mit allen meinen Vorstellungen, bey ihm nichts ausgerichtet hätte.

Gl. Hum! Ich kann nichts dazu. Wer hätte denn denken sollen, daß der Wein so stark wäre?

F. Das sind faule Fische. Ich habe ja von dem nämlichen Weine getrunken, den Er trank. Warum hat er mir denn nicht geschadet?

Gl. Sie werden wohl mehr vertragen können.

F. Glaskopf! sey Er nicht unhöflich! Wo ist denn die volle Bouteille, die gestern auf dem Tische stehen blieb?

Gl. Die volle Bouteille?

F. Ja die volle Bouteille mit Maderawein?

Gl. Die habe ich freylich ausgetrunken. Ich wollte sie doch nicht umkommen lassen.

F. Sie würde nicht umgekommen seyn. Ist es denn aber da ein Wunder, das er ganz sinnlos wurde, wenn Er, außer der Ihm bestimmten Portion, noch eine ganze Bouteille ausleerte? Ich habe von einem alten Prediger gehöret, der, als er in einer Gesellschaft war, wo stark getrunken wurde, den Wirth bat, ihm zu erlauben, daß er nicht mehr trinken dürfe als ein Ochse. Dieß wurde ihm zugestanden, und der Prediger leerte zwey Spitzgläschen voll Wein aus. Heißt das getrunken wie ein Ochse? fragte ihn der Wirth. Allerdings, gab ihm der Prediger zur Antwort. Ein Ochse trinkt ja nicht länger, als bis sein Durst gelöscht ist. Mein Durst ist vollkommen gelöscht.

Gl. Sie werden mich doch nicht zum Ochsen machen wollen?

F. Ganz und gar nicht. Er hat ja nicht getrunken wie ein Ochse. Er hat gesoffen. Ich

wollte daß ich mich mit Ihm gar nicht abgegeben hätte: denn ich sehe, daß an Ihm Hopfen und Malz verloren ist.

Gl. Das ist meine Meynung auch, und ich habe es Ihnen ja schon gesagt, daß ich so alt bin, daß ich keinen Hofmeister mehr nöthig habe.

„Gute Nacht!" sagte der Feldprediger, und legte sich zur Ruhe.

„Gute Nacht!" antwortete Glaskopf, und — legte sich nicht zur Ruhe. Er schlich sich vielmehr fort in ein Weinhaus, und, da der Feldprediger des Morgens aufstand, und nach Glaskopfs Bette ging, fand er es leer, und noch so ordentlich, als wenn gar niemand in demselben geschlafen hätte.

Er erkundigte sich bey dem Hauswirthe, ob er nicht wisse, wo sein Stubengesellschafter geblieben sey? Da ihn dieser aber versicherte, daß er sich weiter um ihn nicht bekümmert, sondern nach 10 Uhr sein Haus verschlossen habe: so ging er sogleich zum Obersten und meldete den Vorfall. Dieser fuhr ihn etwas unsanft an, und fragte, warum er auf den Kerl nicht besser Achtung gegeben habe? aber Herr Alcor antwortete mit festem Tone: „ich habe von Niemand den Auftrag bekommen, der Wächter dieses Menschen zu seyn." So war es gut. Der Oberste ließ nun seinetwegen allenthalben Nachfrage thun, brachte aber weiter nichts heraus, als daß er

den Tag zuvor in einem Weinhause gewesen wäre, mit einem Unbekannten viel heimlich gesprochen hätte, und dann mit ihm fortgegangen sey.

Da der Oberste es nicht für gut hielt, daß das ganze Regiment, Glaskopfs wegen, liegen bliebe, so ließ er es ohne ihn abmarschiren.

Und was war denn aus Glaskopf geworden? — Gleich soll es der Leser erfahren.

## Glaskopf kommt aus dem Regen in die Dachtraufe.

Im Weinhause hatte sich einer von den Weingästen zu ihm gesellt, der sich Bleymann nannte und es hatte sich zwischen ihnen folgendes Gespräch entsponnen:

Bl. Guten Abend Landsmann!

Gl. Guten Abend!

Bl. Ich freue mich allemahl, wenn ich einen Deutschen sehe. Ein Deutscher bleibt doch ein Deutscher, und wenn ich einen antreffe, so ist es mir immer als wenn ich einen Bruder sähe. Wie gefällt Ihm denn das Soldatenleben?

Gl. Das ist ein Hundeleben. Man hat seine Freyheit nicht ordentlich; keinen Kaffee, kein gutes Bier bekommt man, und ein Lumpengeld —

zu einem solcher Leben hat mich mein Vater nicht erzogen.

Bl. Ich habe auch mein Tage keine Lust am Soldatenleben gehabt. Wenn Ihm aber das Soldatenleben nicht gefällt, warum —

Gl. Warum ich Soldat geworden bin? Ich bin gezwungen worden. Kann er sich vorstellen, da ich mit ein Paar guten Freunden bey der Karte sitze, und in aller Unschuld Solo spiele, da tritt ein Corporal in die Stube, nimmt mich mit fort, und steckt mich unter die Soldaten. Die haben mich bis hieher geschleppt, und nun soll ich nach Amerika.

Bl. Je, da schlage Pulver und Bley drein! Aber weiß Er Landsmann! was ich thäte, wenn ich an Seiner Stelle wäre?

Gl. Was denn?

Bl. Ich liefe davon.

Gl. Das ist wohl ganz gut; ich fürchte mich nur vor dem Erwischtwerden. Es ist kein Spaß bey der Sache. Als wir ausmarschirten wurde uns vorgelesen, daß jeder, der auf dem Marsche desertirte, sogleich erschossen werden solle.

Bl. Sollen denn auch die erschossen werden, die man nicht wiederkriegt?

Gl. Die freylich nicht.

Bl. Nun, da sieht er es ja. Das Davonlaufen wird nicht bestraft, sondern das Wiederkriegtwerden. Man muß sich nur nicht wiederkriegen lassen, so hat es weiter keine Noth.

Gl. Wo soll ich denn aber hin, in einem blutfremden Lande, wo ich weder Weg noch Steg weiß?

Bl. Aufs Schiff Bruder! Doch wir haben ja noch nicht Brüderschaft getrunken. Herr Wirth! noch eine Bouteille Wein! Ich halte Dich heute Zechfrey, und bezahle was Du schon getrunken hast und was Du jetzt trinkst. Also, her das Glas auf gute Brüderschaft!

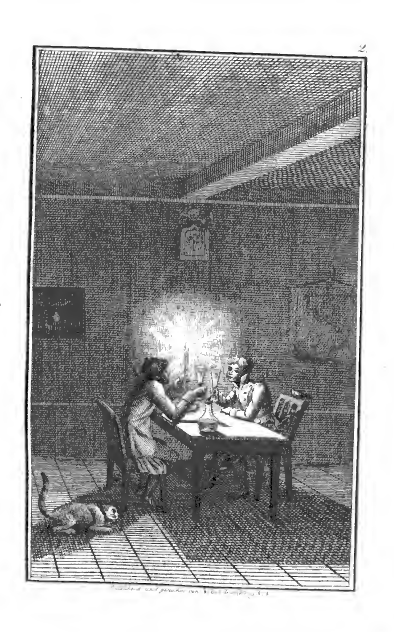
Gl. (mit dem Glase anstoßend) Es gilt schon.

Bl. Also, lieber Bruder! wenn der Mensch ein Glück in der Welt machen will, so muß er zu Schiffe gehen; aber nicht so wie Du, als ein armer Soldat, sondern als Matrose. Da kann man sich mit dem Handel in einem Vierteljahre mehr verdienen, als auf dem festen Lande in zehn Jahren. Ich habe noch keinen aus Indien sehen wiederkommen, der nicht einen Sack voll Goldstücke mitgebracht hätte.

Gl. Das lasse ich gelten. Aber Bruder, wie komme ich denn auf das Schiff?

Bl. Dafür laß Du mich sorgen. Jetzt trink Dein Glas aus und laß uns gehen.

2.



Bleymann bezahlte, und Glaskopf ging, oder wackelte vielmehr, und Bleymann führte ihn. Er brachte ihn, durch verschiedene abgelegene Straßen, zur Stadt hinaus, und auf das Dorf wo er wohnte. Hier beherbergte er ihn, bis das Regiment abmarschirt war: dann führte er ihn nebst noch zwey andern nach Amsterdam, brachte die Gesellschaft in ein ansehnliches Haus und in demselben in einen Keller, wo Glaskopf eine zahlreiche Gesellschaft vorfand, mit welcher er so lange eingesperrt gehalten wurde, bis das Schiff, für welches er bestimmt war, seine Fahrt nach Westindien antrat. Bleymann ließ nichts wieder von sich weder hören noch sehen.

## Glaskopf kommt in eine neue Schule.

Anfänglich gefiel es Glaskopfen auf dem Schiffe recht wohl. Es ging so sanft, und gab gar nicht solche Stöße, wie auf dem Karren, auf welchem er, nach dem Ausmarsche aus seiner Vaterstadt gefahren wurde. Es kam ihm bisweilen sogar vor, als wenn das Schiff stille stände, und die Länder und Inseln fortschwämmen. Da es Nacht wurde sah er sich nach einem Bette um, wurde aber, zu seiner grossen Verwunderung, in ein Tuch gewiesen, das an der Decke angebunden war. Man pflegt es eine

Hangematte zu nennen, und er mußte in dasselbe klettern. Auch hier gefiel es ihm wohl. Das Hin- und Herschwanken der Hangematte machte ihm Spas, und er wurde dadurch bald in einen sanften Schlaf gewiegt.

Den folgenden Tag ging es aber nicht so gut. Es wurde ihm übel, er mußte sich erbrechen, und das Erbrechen griff ihn so sehr an, daß er bisweilen wie ohnmächtig da lag. Ach dachte er oft, wenn dieß mein Vater wissen sollte! Die Hände schlüge er über dem Kopf zusammen.

Nach drey Tagen hörte das Erbrechen auf, und er konnte wieder essen und trinken. Aber lieber Himmel, was für Essen und Trinken war es, das ihm gereicht wurde! Da war an kein Nierenstückchen, kein Karpfenköpfchen, kein Bier, keinen Wein, am wenigsten an Kaffee zu denken. Dürre Bohnen und Speck, und Speck und dürre Bohnen wechselten mit einander ab. Bisweilen gab es auch dürre Erbsen und Pökelfleisch. Statt der Französischen Brötchen, die Glaskopf so gern aß, erhielt er Schiffszwieback, der so hart war wie ein Stein. Sein Bier war Wasser, das ihm zugemessen wurde, und in dem sich mitunter so viel Gewürme befand, daß es durchgeseihet werden mußte, wenn es genossen werden sollte. „Pfuy!“ sagte er einmahl, als er mit dem größten Ekel ei-

nen solchen Labetrank verschluckte, „dazu hat mich wahrlich mein Vater nicht erzogen."

„Ich glaube es wohl, lieber Landsmann! sagte ein Kamerad, der neben ihm stand.

Gl. Landsmann? Ich wollte daß der Henker alle Landsleute holte. Ein Landsmann war es, der mich hierher gebracht, und mich zum Sclaven gemacht hat. Seit dieser Zeit will ich von gar keinem Landsmanne mehr etwas wissen.

K. Bist ein Närrchen! Mich hat auch ein Landsmann hierher gebracht. Er begegnete mir in Amsterdam, auf der Kaiserkragt, fragte mich aus, und da er erfuhr, daß ich ein Tischler wäre, versprach er mir, daß er mir bey einem recht guten Meister Arbeit verschaffen wolle, und führte mich in den Keller in den Du auch bist gebracht worden. Deßwegen wünsche ich doch nicht, daß alle Landsleute der Henker holen möchte. Kennt er mich denn aber gar nicht mehr, Heinrich Glaskopf?

Gl. Ey wer mag alle Leute kennen; aber woher kennt Er mich denn?

K. Von Hause aus. Kann Er sich denn nicht mehr auf den Meister Viergrosch besinnen, der war mein Vater?

Gl. Da ist Er ja wohl Gottfried Viergrosch?

K. Versteht sich.

Gl. Je! je! Dächte man, daß es möglich wäre! Landsleute finden sich doch immer wieder zu-sammen, sollte es auch auf einem Holländischen Schiffe seyn. Wie gefällt es Ihm denn hier?

K. Vortrefflich. Der Mensch lernt in sei-nem Leben nicht aus; wenn ich daher an einem Orte bin, wo ich etwas lernen kann, so gefällt es mir da; und da man an allen Orten etwas lernen kann: so gefällt es mir allenthalben.

Gl. Ich wüßte nicht, was man hier lernen könnte.

K. Hier könnte man nichts lernen? Wer hier nichts lernt, der lernt nirgends etwas. Lernt man hier nicht stinkendes Wasser trinken?

Gl. Das verlohnt sich auch der Mühe! stin-kendes Wasser gibt es allenthalben.

K. Es ist nur der Unterschied der, daß man an andern Orten neben dem stinkenden Wasser auch gutes Wasser, Bier, auch wohl Wein hat: so trinkt man denn davon und läßt jenes stehen. Hat man aber nichts als stinkendes Wasser, heißt es: sauf Vo-gel oder stirb; ja da ist es eine ganz andere Sache, da fließt es die Gurgel hinunter. In meinem Leben hätte ich nicht geglaubt, daß ich es lernen würde. Jetzt kann ich es, und freue mich, daß ich es ge-lernt habe. Wer weiß wozu es mir einmahl gut ist. Ferner habe ich gelernt, grünes Gemüse, fri-

sches Fleisch, das warme Bett entbehren, und noch eine Menge andere Dinge, ohne die ich sonst nicht glaubte leben zu können. Ich kann an den Stricken in die Höhe klettern, ich kenne das Schiff und alle seine Theile, und weiß sie zu benennen. Jetzt lerne ich den Compas die Windrose, und weiß bestimmt die Nahmen von allen 32 Winden.

Gl. Wo kämen denn die 32 Winde her? ich kenne ihrer nur vier.

K. Ja Landsmännchen, da ich noch zu Hause war, kannte ich ihrer auch nicht mehrere. Jetzt habe ich noch 28 dazu gelernt. Da sind erst die 4 Hauptwinde Nord- Ost- Süd- Westwind; zwischen diesen vieren gibt es aber noch vier andere, die heißen Nordost und Südost, Nordwest und Südwest. Zwischen diesen acht noch acht andere, Nordnordost und Ostnordost, Ostsüdost und Südsüdost, Südsüdwest und Westsüdwest, Westnordwest und Nordnordwest, und zwischen diesen sechzehn noch sechzehn. Wenn ich sie Ihm auch gleich nennen wollte: so merkt er sie doch nicht.

Gl. Darin mag Er wohl recht haben. Ich sehe auch nicht, wozu es mir nützen sollte. Wind ist halt Wind. Hat er sonst nichts gelernt?

K. Gar vieles, aber wozu soll ich es Ihm sagen? Er macht doch nichts daraus. So habe

ich z. E. gelernt mir auf dem Schiffe immer frische Fische zu verschaffen.

Gl. Das wäre der Henker!

K. Will doch einmahl sehen, ob ich nichts gefangen habe.

Er legte sich auf das Verdeck, zog eine Angelschnur herauf und fand an derselben einen zweypfündigen Fisch. „Sieht Er, Landsmännchen," sagte er, „wozu es nützt, wenn man immer mehr zu lernen sucht? Diesen Abend habe ich doch ein gutes Abendbrot. Will Er mein Gast seyn?"

Glaskopf nahm die Einladung mit Vergnügen an, und, da der Fisch verzehrt war, bat er seinen Landsmann, daß er ihn doch auch lehren möchte, wie man auf der See Fische fangen könne. Der Landsmann that es, und dieß ist das einzige, was Glaskopf auf dieser ganzen Seereise lernte.

Zum Schlusse der Mahlzeit verzehrte Glaskopfs Wirth noch eine Hand voll Gartenkresse, von welcher der Gast aber nichts bekam. Dieser sperrte die Augen weit auf, und wollte wissen, woher er die Gartenkresse bekäme? Der Wirth lächelte aber und sagte, das könne er ihm nicht sagen. Doch könnte er auch hieraus sehen, wie gut es sey, wenn man immer mehr zu lernen suche.

Das Gartenbeet des Landsmanns Viergrosch war eigentlich seine flanellene Nachtjacke. Diese

hatte er mit Kreßsamen bestreut und begossen, hatte sie dann außen an der Seite des Schiffs angenagelt, wo sie nicht bemerkt wurde und wo er sie täglich etlichemahl mit Seewasser besprengte. Der Kreßsamen ging auf, und täglich schlich sich Viergrosch, wann seine Kameraden bey Tische waren, hin, schnitt mit der Scheere einen Büschel Kresse ab und verzehrte ihn. Anfänglich war er willens gewesen, die Nachtjacke anzuziehen, damit er die Kresse bequemer abschneiden könnte; und wirklich müßte es sich recht artig ausgenommen haben, wenn ein lebendiges Kressenbeet im Schiffe herumgewandelt wäre. Er gab diesen Einfall aber doch auf, weil er besorgte, er möchte von seinen Kameraden berupft werden. Uebrigens war es für ihn sehr gut, daß er gelernt hatte, auf diese Art sich auf dem Schiffe etwas Grünes zu verschaffen. Denn als nach etlichen Tagen der Schaarbock unter der Schiffsgesellschaft ausbrach, und mehreren die Zähne zu wackeln anfingen so blieb Viergrosch von dieser Plage frey.

## Glaskopf kömmt auf die hohe Schule.

Glaskopf stand eines Tages auf dem Verdecke und sahe mit Vergnügen eine Heerde Delphine, die

um das Schiff herum spielten und schwammen. Der Seecapitän sah sie auch, aber nicht mit Vergnügen, er kratzte sich vielmehr am Kopfe und sagte: „wir bekommen einen Sturm.“ Zugleich befahl er auch den Matrosen, daß sie an den Tauen in die Höhe klettern und die Segel einziehen sollten, und machte noch allerley andere Vorkehrungen, nicht um den Sturm abzuwenden, sondern sich zu sichern, daß er ihm so wenig als möglich schade. Kaum war er mit diesen Vorkehrungen fertig: so fing es an in dem Tauwerk zu rasseln und zu klappern, das Meer schlug Wellen, die immer größer und größer wurden, und nach einer halben Stunde war der völlige Sturm da. Ob es gleich noch ein Paar Stunden Tag hätte seyn sollen, so wurde der Himmel doch so stark mit schwarzen Wolken überzogen, daß die Matrosen einander kaum erkennen konnten. Doch bald konnten sie einander erkennen, da aus den schwarzen Wolken Blitze auf Blitze erfolgten, die mit starken Donnerschlägen begleitet waren. Glaskopf stand da wie versteinert; und wann ein Blitz sein Antlitz sichtbar machte: so war er todtenblaß. Endlich erfolgte ein fürchterlicher Knall; der Wetterstrahl spaltete den Mast und setzte das Schiff in Flammen.

Sogleich commandirte der Capitän, daß die Pulverkammer ausgeleert, und das Pulver über Bord geworfen werden sollte. Das Feuer war aber



der Pulverkammer schon so nah, daß kein Matrose sich mehr hinein wagte. Statt nach der Pulverkammer zu laufen, liefen sie nach den Booten, machten sie los, warfen sie in die See, und nun sprang alles, was springen konnte, nach den Booten. Glaskopf sprang auch aus dem Schiffe, und — zwar nicht in, aber doch neben das Boot, in die See. Unterdessen ergriff er doch das Boot mit beyden Händen, schwamm so mit demselben fort, und nach einigen Minuten flog das Schiff mit einem entsetzlichen Krachen in die Luft. Noch einige Minuten schwamm Glaskopf mit dem Boote fort, da bemerkte ihn ein Matrose, schlug ihn auf die Finger; er zog sie weg, weg war das Boot, und Glaskopf verlor Hören und Sehen.

Was aus der übrigen Schiffsgesellschaft geworden ist, weiß ich nicht. Bey Glaskopfen kam aber das Hören und Sehen wieder, und sobald er es wieder bekam, bemerkte er, daß er auf dem Lande lag, und seine Füße nur noch von dem Seewasser bespült wurden. Vermuthlich hatte ihn eine Welle ans Land geworfen.

Sobald er sich seiner wieder bewußt war, fühlte er, in was für einer schrecklichen Lage er sich befand. Sein Lager bestand aus Schlamm; alles um ihn war stockdunkel, es regnete unaufhörlich, und der Sturm und das Toben der Wellen machten

einen schrecklichen Lärm. In dieser Lage, wo er nichts anders als den Tod zu erwarten hatte, that er etwas, was er seit vielen Jahren nicht gethan hatte, er — betete. Sein Gebet war ganz kurz, es bestand nur aus den Worten: „Gott sey mir armen Sünder gnädig!" Diese wiederhohlte er aber unaufhörlich. Und da er in seiner Jugend gehört hatte, daß Gott auch den größten Sünder nicht verstoße, wenn er sich redlich bessere: so lebte nach und nach in ihm die Hoffnung auf, daß Gott ihm gnädig seyn werde; und wenn Gott dir gnädig ist, dachte er bey sich selbst, so hat es weiter keine Noth. Kurz dieß Denken an Gott gab ihm doch Ruhe und bewahrte ihn vor Verzweiflung.

Wie lange dieser schreckliche Zustand gedauert habe, kann weder Glaskopf noch ich bestimmen, ziemlich lange dauerte er aber.

Während er so hülflos da lag, fiel ihm folgender Vers ein, den er in der Jugend gelernt hatte: Es hat kein Unglück je so lang gewährt, es hat doch endlich wieder aufgehört. Damit tröstete er sich, und wirklich verschwand dieß Unglück nach und nach. Der Sturm legte sich, das Meer wurde ruhig, die Wolken zertheilten sich, der Himmel wurde röthlich, die Sonne ging auf — es wurde Tag. Glaskopf hob seine Hände gen Himmel und betete: „ich danke dir Herr Gott,

himmlischer Vater! daß du mich in dieser Nacht so gnädiglich und väterlich behütet und bewahret hast.“ So andächtig hatte er in seinem Leben nicht seinen Morgensegen gebetet.

Nun versuchte er es aufzustehen, welches ihm sehr sauer wurde, theils weil er so tief im Schlamme lag, theils weil er ganz entkräftet war. Mit Mühe brachte er es so weit, daß er aufstand, aber seine Kniee wankten, und er konnte sich kaum auf den Füßen erhalten.

Er wankte nun das Ufer hinauf, stand bald wieder still und sah sich um, erblickte aber nichts, als über sich den Himmel, hinter sich das Meer und vor sich ein Land, das mit dichten Büschen bewachsen war. Vom Frühstücke aber erblickte er nichts — keinen Kaffee, keine Buttersemmeln, keinen Schnaps, gar nichts. Da fielen ihm die Klöse ohne Speck ein, die er einst mit Widerwillen verzehrte, und er wünschte sich nur einen davon zu haben aber sein Wunsch wurde nicht erfüllt.

Hunger, aber noch mehr Durst, plagte ihn. Zwar sah er vor sich einen Wasservorrath, den er in seinem ganzen Leben nicht würde ausgetrunken haben — das Meer. Er hatte aber schon auf dem Schiffe gelernt, daß das Meerwasser nicht trinkbar sey. Traurig wendete er sich nach der Landseite um, ging einige Schritte vorwärts, und entdeckte zu sei-

ner großen Freude einen kleinen Bach, der durch den Regen entstanden war, und nach der See zu lief. Freylich war er nicht hell, aber es war doch Wasser. Aber nun fehlte ihm der Becher, die Schale, selbst der Hut, mit dem er es schöpfen konnte: da machte ihn die Noth auf ein Trinkgeschirr aufmerksam, dessen er sich sonst nie bediente — das war seine rechte Hand. In diese ließ er das trübe Bächelchen laufen, führte das Wasser zum Munde, und genoß es statt des Kaffees, den er sonst in des Vaters Hause bekommen hatte. Es schmeckte ihm aber besser, und erquickte ihn mehr, als sonst der Kaffee.

Jetzt zog er seine nassen Kleider aus, um sie an der Sonne zu trocknen. Kaum aber hatte er sie ausgebreitet: so kam ein ganzer Schwarm stechender Fliegen und Mücken, die auf seinen nackten Körper fielen, und ihn so zerstachen, daß er jämmerlich zu schreyen anfing, und so geschwind als möglich, seine Kleider wieder anlegte.

Ganz schützte ihn das jedoch nicht, denn das Ungeziefer fiel nun in sein Gesicht und auf seine Hände, und verursachte ihm so schreckliche Schmerzen, daß er Essen und Trinken darüber vergaß. Den ganzen Tag hatte er mit nichts zu thun, als sich des Ungeziefers zu erwehren; konnte es aber nicht eher los werden, bis die Nacht eintrat.

Da suchte er eine trockne Stelle, legte sich hin, empfahl seinen Leib und seine Seele in den Schutz des himmlischen Vaters und fiel in einen tiefen Schlaf, aus dem er nicht eher erwachte, als bis die Sonnenstrahlen ihn weckten. Kaum konnte er sie sehen, weil seine Augen durch die gestrigen Mückenstiche so verschwollen waren, daß nur ein Ritzchen noch offen war, durch welches er das Tageslicht wahrnehmen konnte.

Er betete ein andächtiges Vater unser, und, da er an die vierte Bitte kam, wurde er besonders andächtig. Seine erste Sorge war, sich gegen das Ungeziefer zu schützen. Er sah ängstlich umher, und entdeckte zu seiner Freude eine Pflanze, die so breite Blätter hatte, wie die Pestilenzwurzel, die bey uns im Sommer in den Bächen wächst. Damit umwand er sich die Hände und brauchte sie als einen Fliegenwedel, um damit das Geschmeis von dem Gesichte abzuhalten.

Nun ging die zweyte Sorge dahin, sich etwas zu essen zu verschaffen. Aber woher? Diese Frage war schwer zu beantworten. Er ging eine kleine Strecke ins Land hinein, fand es aber mit lauter Büschen bewachsen, die keine Früchte trugen. Weiter zu gehen wagte er nicht: weil er fürchtete, er möchte von wilden Thieren oder wilden Menschen überfallen werden. Er ging also wieder am Rande

des Meeres auf und ab, und sah mit den Augen wild umher, um etwas Eßbares zu finden.

Er fand es wirklich, hatte aber kein Mittel es zu bekommen. Das Meer wimmelte von Fischen, ihm fehlte aber das Netz und die Angel, sie zu fangen; er sah Schaaren Vögel über sich hinfliegen, hatte aber weder Flinte noch Pulver und Bley, um sie zu schießen. Schmachtend, mit einem tiefen Seufzer sah er gen Himmel, als wenn er von daher Hülfe erwartete, und setzte dann mit gesenktem Haupte seine Wanderung fort.

Nachdem er ungefähr eine Stunde lang so am Ufer hingegangen war, und geblinzelt hatte, um etwas zu finden, sah er ein großes schwarzes Thier vor sich liegen. Er erschrack, trat ein Paar Schritte zurück und besorgte, das Thier möchte aufspringen, und ihm an die Gurgel fallen. Da er es aber ein Paar Minuten betrachtet hatte, und sah, daß es sich immer nicht bewegte, schlich er auf den Zehen näher hinzu und fand, daß es — eine todte Kuh war. Ja als er sie noch näher betrachtete, fand er in ihr sogar eine alte Bekannte: es war die Kuh, welche der Capitain mit auf das Schiff genommen hatte, um von ihr täglich frische Milch zu haben. Vermuthlich hatten sie die Wellen auf das Ufer geworfen. Wer war froher als Glaskopf! Er holte sogleich sein Brotmesser heraus,

schnitt der Kuh den Bauch auf und suchte das Fell abzuziehen.

Eine Stunde mochte er wohl so abgezogen haben, als ihn der Hunger nöthigte, mit dieser Arbeit inne zu halten. Er schnitt also sogleich ein Stück Fleisch aus der Wampe heraus und lief damit fort um es zu kochen. Kaum hatte er aber ein Paar Schritte gethan; so fiel ihm ein, daß ihm zum Kochen nicht mehr als alles fehle: der Topf, das Wasser und das Feuer.

Um sich wenigstens Feuer zu verschaffen griff er nach seinem Feuerzeuge, fand es aber in sehr unbrauchbarem Zustande. Der Feuerstahl war zwar noch da, aber der Feuerstein verloren, und der Schwamm durchaus naß.

Ach! Ach! seufzete er, was für ein armer Mensch bin ich! Ach, wenn doch die alte Barbelise da wäre, die mir sonst immer Feuersteine und Schwamm anbot, und die ich wohl zehnmahl abwies, ehe ich von ihrer Waare für ein Paar Dreyer kaufte. Ach Barbeliese! Barbeliese! ich habe noch acht Groschen bey mir, die wollte ich dir mit Freuden geben, wenn du mir dafür nur einen guten Feuerstein und ein Stückchen trocknen Schwamm gäbest. Es kam aber keine Barbeliese, und Glaskopf fühlte es recht tief, wie viel auch die kleinsten Dienstleistungen, selbst des ärmsten Men-

schen, werth sind. Er besah sein Stück Kuhfleisch, beroch es, und — was sollte er anders thun? er zerschnitt es und verzehrte es roh. Nun sah er sich nach Trinkwasser um, fand aber nichts als eine Pfütze, die von dem Regen herrührte, der den vorigen Tag gefallen war. Er schöpfte daraus mit dem Becher, der ihm an den rechten Arm gewachsen war, und labte sich daran.

Jetzt fiel ihm die Kuh wieder ein, die seinen ganzen Reichthum ausmachte. Er suchte davon so viel als möglich zu retten, ehe es durch die Fäulniß unbrauchbar wurde. Zuerst schnitt er ihr den Bauch auf, holte die Gedärme und die Blase heraus, reinigte sie am Wasser, blies sie auf und hing sie an einen Baum: weil er glaubte, daß er sie zu allerley werde brauchen können. Dann fuhr er fort mit Abziehung der Haut sich zu beschäftigen. Dieß war aber ein saures Stück Arbeit, theils, weil er die Vortheile nicht kannte, die dabey angewendet werden müssen, theils weil er keinen Gehülfen hatte, die Kuh also nicht aufgehängt werden konnte, sondern im Liegen abgezogen werden mußte. Unterdessen strengte er alle seine Kräfte an, konnte aber von dem Felle weiter nichts abkriegen, als die obere Seite; zu der untern, auf welcher die Kuh lag, konnte er nicht kommen: weil er nicht im Stande war sie umzuwenden. Was hatte er also

zu thun? Er schnitt von der Haut soviel ab, als er hatte lostrennen können und ließ das Uebrige liegen. Nun zernagte er noch ein Stück Fleisch, trank eine Hand voll Pfütze dazu, machte sich aus der halben Kuhhaut ein Kopfkissen, legte sich darauf, und schlief ein, nachdem er Gott recht herzlich gebeten hatte, daß er ihn die Nacht hindurch schützen möchte.

## Glaskopf macht Fortschritte.

Beten hatte Glaskopf nun gelernt; und nachdem er des Morgens erwacht war, lernte er noch etwas — Nachdenken. Ach Gott! seufzte er, was wird aus mir werden! Noch ein Paar Tage werde ich zu essen und zu trinken haben; dann ist aber die Kuh verfault und das Wasser vertrocknet. Und wohin soll ich mich verbergen, wann es regnet? Womit soll ich mich kleiden, wenn mir meine Lumpen vom Leibe gefault sind?

Er dachte also nach, und fand denn, daß es mit dem Nachdenken doch eine ganz artige Sache sey, weil es uns immer noch Mittel uns zu helfen zeigt, wo es scheint, als wenn gar keine möglich wären. Er dachte jetzt vorzüglich darüber nach, woher er Feuer und Wasser bekommen könne; und da er glaubte, das Mittel, sich diese unentbehr-

lichen Dinge zu verschaffen, gefunden zu haben, stand er auf, um Gebrauch davon zu machen. Seinen Feuerschwamm legte er an die Sonne, wo er in einer halben Stunde trocken war. Nun ging er aus, um einen Feuerstein zu suchen. Steine fand er ziemlich viel, sie waren alle hart, und konnten zu vielerley Dingen gebraucht werden: nur hatten sie den Fehler, daß sie kein Feuer gaben. Endlich fand er am Ufer einen Stein, der sich durch seine rothe Farbe von andern unterschied, und dadurch seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er schlug mit dem Stahle dran, und er gab Feuer. Was für Freude war das für Glaskopf! Er suchte sogleich dürres Reisig zusammen, legte es auf einen Haufen, riß ein Stückchen Schwamm ab, und Pik! Pik! Pik! da hatte der Schwamm Feuer gefangen. „Gott Lob und Dank! sagte er, nun habe ich doch Feuer."

Nun suchte er nach dem Schwefelfaden — aber — es war keiner da. Aengstlich trippelte er umher und sagte: „ach ein Schwefelfädchen! nur ein einziges!" Aber es war auch kein einziges da. „Ach du lieber Gott!" seufzete er, „was für ein armer Mensch bin ich doch, weil ich nicht mehr in der menschlichen Gesellschaft bin. Zu Hause saßen an allen Straßenecken Weiber, die mit Schwefel und Dochten handelten — hier kann ich keinen ein-

zigen Schwefelfaden bekommen, und wenn ich auch meine 8 Groschen dafür geben wollte!"

Der Leser sieht, daß Glatzkopf nun allmählich anfing zur Erkenntniß zu kommen. Und was brachte ihn zur Erkenntniß? — die Trübsal. Was der Herr Hauptmann Benetnasch und der Herr Feldprediger Alcor nicht hatten möglich machen können, das machte der liebe Gott möglich durch die bitterste Noth, in die er ihn gerathen ließ. Diese that ihm so wohl, wie ein Balsam auf sein Haupt.

Er fuhr in seinen Betrachtungen fort und sagte bey sich selbst: Ach, lieber Gott, ich habe es nicht erkannt, wie viel die Menschen für mich thaten, die mich mit Stahl, Stein, Schwamm und Schwefel versahen, die mir Essen und Trinken verschafften, die meine Kleidung verfertigten! Ach wie undankbar bin ich gewesen! Ich habe mir von andern alles liefern lassen, was ich nöthig hatte: und was habe ich für sie gethan? — Nichts. Essen, Trinken, Tobak rauchen, Kartespielen — das war meine Arbeit. Nun straffst du mich dafür, lieber Gott! und stößest mich aus der menschlichen Gesellschaft aus. Ich habe es verdient, ach ich habe es nur zu sehr verdient. Ich will mich bessern, ich will arbeiten so viel ich kann. — Sey mir armen Sünder gnädig!

Jetzt setzte er sich, legte den Kopf in die rechte Hand, und dachte nach, ob es nicht möglich sey Feuer ohne Schwefel anzuzünden. Nach etlichen Minuten glaubte er die Erfindung gemacht zu haben. Er stand auf, suchte dürres Laub zusammen, legte es neben das dürre Holz, schlug wieder Feuer auf, legte den brennenden Schwamm in das Laub, blies nun was er konnte, und hatte bald die Freude zu sehen, daß ein Flämmchen entstand. — Sogleich legte er kleine dürre Reiserchen, dann stärkere auf — und ein Feuer loderte empor. Mit gefalteten Händen stand er dabey und sagte: nun weiß ich, lieber Gott! daß du mich nicht verlässest, du hast mir ja Feuer gegeben. Das Uebrige was ich nöthig habe, wirst du mir auch verschaffen.

Dann suchte er sogleich von dem Feuer Vortheil zu ziehen. Er brannte das Holz, das hier und da herum lag, zu Kohlen, schnitt hierauf eine etwas starke Ruthe ab, steckte ein Stück Fleisch daran, stellte an beyde Seiten der Kohlen ein Paar Steine, legte die Ruthe darüber, und drehete sie langsam herum, wie einen Bratspieß. Nach einer Viertelstunde dunstete der Bratengeruch in seine Nase, der ihn sehr erquickte; noch mehr erquickte ihn aber der Braten selbst, den er mit herzlichem Danke gegen Gott verzehrte.

Jetzt sehnte er sich nach einem Trunke. Er lief wieder nach der Pfütze, die ihn bisher erquickt hatte, fand sie aber so vertrocknet, daß er kaum noch ein Paar Hände voll Wasser daraus schöpfen konnte. Als er sie eingeschlürft hatte, seufzte er: „Ach Gott was werde ich morgen trinken!" Da fiel ihm der Spruch ein, den er in der Jugend gelernt hatte: Sorget nicht für den andern Morgen; da wurde er beruhigt.

Er setzte sich unter einen Baum, und überließ sich seinen Betrachtungen. Ach, dachte er bey sich selbst, das ist doch ein herrlicher Spruch: sorget nicht für den andern Morgen! denn Gott, der heute für mich sorgt, wird auch für morgen sorgen. Und wem danke ich es, daß ich diesen Spruch und noch andere Sprüche und Verse weiß? wem anders, als meinem alten Schullehrer Körber, der mich dazu anhielt, daß ich diese Sprüche und Verse lernen mußte. Ach Körber! Körber! du hast besser für mich gesorgt als mein Vater. Wo sind die guten Bissen, mit denen er mich fütterte? wo ist alle das Geld, was er mir zusteckte? Alles, alles ist fort. Aber die guten Sprüche und Verse, die mich der alte Körber lernen ließ, die habe ich noch, die sind meine einzige Erquickung. Ach lieber Vater im Himmel, ich kann dem alten Körber nicht ver-

gelten, was er an mir gethan hat. Vergilt du es ihm, und gib ihm einen recht frohen Tag!

Da ihm aber der alte Körber, bey Erklärung dieses Spruchs gesagt hatte, daß wir hier nur vor ängstlichen Sorgen gewarnt würden, daß die Meynung aber gar nicht sey, als wenn wir sorglos leben, und gar nicht überlegen sollten, wie wir unsern Zustand verbessern könnten; so dachte er nach, ob er nicht jetzt etwas thun könne, um sein Elend zu erleichtern. Da fiel ihm der Kohlenhaufen in die Augen, auf dem er sein Fleisch gebraten hatte. Diesen, dachte er, mußt du zu erhalten suchen. Denn wenn du alle Tage von nenem Feuer anschlagen sollst: so ist dein Schwamm in acht Tagen alle; und woher andern nehmen? Er sammelte also dürres Holz, woran es nicht fehlte, weil hier keine menschliche Hand war, die es hätte einsammeln können, und legte einen Theil davon auf die Kohlen, um das Feuer zu erhalten. Dann ging er aus, um Wasser zu suchen. Willst, dachte er, am Ufer hingehen: denn die Bäche und Flüsse sollen ja insgemein ins Meer laufen.

Er ging einige Stunden vergeblich und sein Durst wurde so dringend, daß er hätte umfallen mögen. Die Sonne näherte sich dem Untergange. Kleinmüthig wankte er weiter, weil er seinen Tod vor Augen sah. Er blickte gen Himmel,

ergab sich in sein Schicksal, und sagte: „In deine Hände, o Gott! befehle ich meinen Geist!" Aber jetzt, da es mit ihm ganz aus zu seyn schien, kam auch die Hülfe. Er hörte etwas rauschen, wie Wasser, spitzte die Ohren, und fand zu seiner unaussprechlichen Freude ein Flüßchen, das ins Meer floß. Er konnte sich bey diesem Anblicke der Thränen nicht enthalten, kniete nieder und schöpfte mit der Hand so lange bis sein Durst vollkommen gestillt war.

## Glaskopf läßt sich häuslich nieder.

Aber nun kam unser Glaskopf in eine neue Verlegenheit. Wollte er hier bey seinem lieben Flüßchen bleiben? so hatte er den andern Tag nichts zu essen, und er besorgte, daß sein Feuer ihm ausgehen möchte. Wollte er bey dem Feuer bleiben: so hatte er den andern Tag nichts zu trinken. Das Vernünftigste wäre freylich gewesen, einen Krug voll Wasser mitzunehmen, es fehlte ihm dazu aber weiter nichts, als der Krug; und die Glasfrau, von welcher er sonst seine Krüge bekam, wohnte zu weit von ihm. Er entschloß sich endlich, nach dem Feuer zurückzukehren, und er kam nach etlichen Stunden durstig und sehr ermüdet daselbst an.

Das Feuer war ausgegangen, und nur noch einige Köhlchen glüheten. Geschwind holte er wieder dürres Laub herbey, warf es auf die Kohlen, und blies aus allen Kräften. Mit vieler Mühe brachte er wieder ein Flämmchen zuwege, warf Holz darauf, und legte sich dann nieder, um sich durch Schlaf zu erquicken, der ihn auch wirklich erquickte. Kaum war er aber wieder erwacht: so lief er nach dem Feuer, das eben im Begriffe war zu verlöschen, und gab ihm neue Nahrung.

Nachdem er sein Morgengebet verrichtet hatte, genoß er ein Stück von dem Kuhbraten, der übrig geblieben war, und überlegte, wie er den heutigen Tag anwenden wollte. Nach vielem Hin- und Herdenken entschloß er sich endlich, seinen Wohnsitz nach dem Flüßchen zu verlegen. Er nahm also das Kuhfleisch, das noch übrig war, und sehr kräftig roch, legte es auf die Schulter, und trat damit seine Wanderung nach dem Flüßchen an. Auf dem Wege war er so glücklich einen Fund zu thun, der ihm ungemein viel Freude machte: — wilden Sauerampfer fand er. Schon lange hatte er sich nach etwas Säuerlichem gesehnt, das ihm sehr nöthig war, da ihm das Zahnfleisch zu schwellen anfing, und der Scorbut oder Scharbock auf dem Wege war. Begierig riß er eine Hand voll davon

ab, kauete sie und wurde dadurch ungemein er-
quickt. Gott Lob und Dank, sagte er, nun habe ich
doch auch Sallat zu meinem Braten!

Jetzt lief er wieder zurück und holte seinen
übrigen Reichthum: die Kuhhaut, und die aufge-
blasenen Gedärme.

Da er auf dem Wege wieder sehr viel von den
Stechfliegen leiden mußte, und die Rinderdärme,
die er über die Schultern gelegt hatte, sich immer
unter seiner Nase bewegten: so brachte ihn dieß
auf einen sehr glücklichen Einfall: daß er nämlich
aus den Gedärmen eine Larve und Handschuhe
machen wollte.

Bey seiner Ankunft auf dem neuen Wohnplatze
zündete er erst wieder Feuer an, briet sich ein Stück
Rindfleisch, und machte Anstalt zur Mahlzeit. Dieß-
mahl schmeckte es ihm schon besser, als es ihm den
Tag vorher geschmeckt hatte. Durch die Fäulniß war
das Fleisch mürbe geworden, und hatte einen Ge-
schmack bekommen, wie ihn die vornehmen Leute
beym Wildpret gern haben. Auch diente ihm der
Sauerampfer, den er dazu kauete, statt des Sal-
lats.

Sobald die Mahlzeit verzehrt war, wurden
Anstalten gemacht, die Larve und die Handschuhe
zu verfertigen, und sie wurden wirklich fertig.
Freylich fehlten den Handschuhen die Finger; sie

bestanden blos aus zwey Stücken von einem weiten Darme, die vorn mit einem Stückchen Darm zugebunden waren. Doch konnte er, wenn das Ungeziefer ihn zu stark peinigte, seine Hände gegen dasselbe damit schützen. Die Larve brachte er auch zu Stande; aber es kostete unserm Glaskopf viel Kopfbrechens, ehe er das Mittel fand, sie am Gesichte zu befestigen. Endlich fand er es. Er bediente sich nämlich dünner Rindsdärme anstatt der Bänder; band eins davon um die Stirn, wie ein Kopftuch, das andere um den Hals, wie ein Halstuch: und so wurde die Larve befestigt, in welcher er sich recht hübsch ausnahm. So war denn sein Tagewerk vollendet, und er freute sich nicht wenig, daß er seine Lage wieder um etwas verbessert hatte.

Des Nachts traf ihn aber ein neues Leiden. Es kam ein schreckliches Gewitter, das so fürchterlich tobte, daß er besorgte, der jüngste Tag möchte kommen. Dieser kam nun zwar nicht, allein es fiel ein starker Platzregen, der ihn ganz durchnäßte, und — sein Feuer auslöschte.

Der folgende Tag fing sich also sehr traurig für ihn an. Die Nässe verursachte ihm einen ungewöhnlichen Frost, das Feuer war nicht mehr; — der Schwamm war wieder naß geworden. Er hätte verzweifeln mögen. Da fiel ihm zum guten

Glück ein Vers ein, den ihn der alte Körber gelehrt hatte:

> Wer hofft in Gott und dem vertraut,
> Der wird nimmer zu Schanden,
> Und wer auf diesen Felsen baut,
> Ob ihm gleich geht zu handen
> Viel Unfall hie
> Hab ich doch nie
> Den Menschen sehen fallen,
> Der sich verläßt auf Gottes Trost
> Er hilft seinen Gläubigen allen.

Dieser Vers erquickte ihn mehr, als das kräftigste Frühstück. Er faßte neuen Muth. Um sich zu erwärmen, lief er am Ufer auf und ab, und da der Himmel sich aufheiterte, und die Sonne warm zu scheinen anfing: so wurde er binnen einer Stunde trocken und warm. Er legte nun seinen Schwamm an die Sonne, der auch bald trocken wurde. Aber Feuer damit anzuschlagen, getraute er sich nicht: weil das Laub noch zu feucht war, als daß er hätte hoffen dürfen, daß es Feuer fangen würde, und weil er mit dem Schwamm sehr haushälterisch umgehen mußte, da die alte Barbeliese fehlte, die ihm andern hätte liefern können. Zum Glück hatte er noch vom vorigen Tage ein gutes Stück Rindsbraten übrig, mit dem er für diesen Tag seinen Hunger stillen konnte.

Während er es aß, fiel ihm der Pumpernickel ein, den er auf seinem Marsche durch Westphalen essen mußte, und den er mit dem größten Unwillen genoß. Ach wenn ich jetzt, dachte er bey sich selbst, ein Stück Pumpernickel hätte — wie wollte ich Gott dafür danken! Aber leider habe ich ihn nicht. Dieß ist die Strafe dafür, daß ich dem lieben Gott ehedem gar nicht gedankt habe, wenn ich von ihm Gutes genoß. Ich will die Strafe dulden: ich habe sie verdient. Einmahl wirst du dich meiner erbarmen, lieber Gott! und mich wieder in die menschliche Gesellschaft bringen — dann will ich dir mein Lebelang dankbar seyn.

## Glaskopf baut sich eine Wohnung.

Die Leiden der vorigen Nacht hatten ihn gelehrt, wie nöthig es sey, sich eine Wohnung zu verschaffen, die ihn und sein Feuer gegen Regen schützen könne. Wie diese aber solle verfertigt werden von einem Menschen, der sich in seinem Leben nicht um das Bauen bekümmert hatte, dem die Baumaterialien fehlten, und der von Werkzeugen nichts besaß, als ein Taschenmesser: das war eine sehr schwere Aufgabe. Gleichwohl war kein anderer Ausweg: er mußte eine Wohnung haben, oder sich drein geben, daß er in den nächsten Tagen aus

Mangel an Feuer, oder wegen Ueberfluß von Regen sein Leben einbüßen werde. Da er nun hierzu keine Lust hatte: so war kein anderer Rath: er mußte seinen Kopf, der nun vier und zwanzig Jahre alt geworden war, ohne jemahls nachgedacht zu haben, anstrengen.

Er that es, aber einen ganzen Tag ohne glücklichen Erfolg. Er dachte an seines Vaters Haus, an die Ziegeln, mit denen es gedeckt war, an die Fenster, an die Oefen, an die Schlösser mit denen die Thüren verschlossen waren, an die Treppen, die aus einem Stockwerke in das andere führten. Aber jemehr er nachdachte, desto mehr begriff er die Unmöglichkeit sich ein solches Haus zu verfertigen. Woher sagte er, soll ich Ziegeln, Backsteine, Glas, Eisen, Breter nehmen? Ach wie viele Menschen haben für mich ehemals gearbeitet, ohne daß ich es erkannt habe! Jetzt — da ich von allen Menschen verlassen bin, fühle ich recht, was für ein armer Wurm ich bin.

Er schlug sich also des Vaters Haus aus den Gedanken, musterte in seinen Gedanken alle Häuserchen durch, die er sonst noch gesehen hatte, und kam endlich auf das Hirtenhaus, das mit Stroh gedeckt war, und keine Treppe hatte. Aber auch so ein Häuschen getrauete er sich nicht aufzuführen, da er nicht einmahl Stroh und keine Säge, kein

Beil hatte, mit denen er sich Bauholz hätte fällen können. Indessen fiel die Nacht ein, er fing bitterlich an zu weinen, legte sich nieder, empfahl sich der göttlichen Vorsehung, und schlief ein.

Sein Schlaf war äußerst unruhig. Das Gefühl seiner hülflosen Lage war bey ihm so lebhaft, daß er sich immer von einer Seite auf die andere warf, bis er endlich ganz munter wurde. Welche Zeit es eigentlich war, kann ich nicht sagen, weil man dort keine Uhr hören konnte. Ihm kam es aber vor, als wenn er etwa ein Paar Stunden geschlafen hätte. Da alles um ihn her still und dunkel war: so hatte er zum Nachdenken recht Muße. Während des Nachdenkens fiel ihm die Hütte ein, welche sich der Gänsehirt in seines Vaters Obstgarten zu machen pflegte, wenn er das Obst desselben des Nachts bewachen mußte. So eine Hütte, dachte er, kannst du auch machen. Vor Freuden über diesen Einfall sprang er auf, ging hin und her — fand aber bald, daß auch eine solche Hütte aufzuführen seine Schwierigkeiten habe: weil er sich niemahls die Mühe gegeben hatte, ihre Einrichtung zu untersuchen.

Zum Glück war er einmahl, zufälliger Weise, dazu gekommen, als der Gänsehirte den Anfang mit Einrichtung derselben machte. Dieß gab ihm Stoff zu weiterm Nachdenken, und er getrauete

sich wirklich so viele Geschicklichkeit zu, als der Gänsehirt gehabt hatte.

Sobald der Tag grauete ging er aus, um ein Bäumchen zu suchen, dessen Aeste gabelförmig gewachsen waren, und — er fand es endlich. Er machte Anstalt es zu fällen — hätte er ein Beil gehabt, so würde die Fällung in einer Minute vollbracht worden seyn; aber gerade dieß fehlte ihm. Die Fällung mußte mit seinem Brotmesser vorgenommen werden. Sie gelang ihm zwar, aber ehe sie geendigt, und die Zweige so abgeschnitten waren, daß der Stamm die Gestalt einer Gabel bekommen hatte, war eine geraume Zeit verflossen. Nun suchte er sich ein ähnliches Bäumchen, mit dessen Fällung und Beschneidung wieder einige Zeit hinging. Da dieses vorbey war, wollte er diese Bäumchen als die Hauptsäule seiner neuen Wohnung in die Erde rammeln. Aber womit? Womit anders als mit dem Brotmesser? Mit diesem schnitt er die Bäumchen spitzig, machte zwey Löcher in die Erde, so weit auseinander, als seine Hütte lang werden sollte, steckte dann die Bäumchen mit möglichster Anstrengung hinein, und befestigte sie von allen Seiten mit Steinen.

Nun fand sich aber der Hunger ein, der ihm so stark zusetzte, daß er seine Arbeit liegen lassen, und auf die Befriedigung desselben denken mußte.

Er suchte sich also wieder ein Stück Rindfleisch zu einem Braten aus. Dieß war aber so lebendig, und von Maden so durchritten, daß es Mühe kostete, es am hölzernen Bratspieße zu befestigen. Mit schwerem Herzen genoß er die Mahlzeit, weil er nicht begreifen konnte, woher er künftig seine Mahlzeit nehmen werde.

Den Nachmittag brachte er damit zu, daß er ein Bäumchen abschnitt, es in die Gabeln der eingerammeten Bäumchen legte, und mit Weidchen fest band, damit es den Träger seines Gebäudes ausmachte. Dann schnitt er noch mehrere andere Bäumchen ab, die er an den Träger lehnte, an denselben mit Weidchen befestigte, und unten in die Erde steckte.

Zum Glück hatte der Wald, aus welchem er die Bäumchen nahm, keinen Eigenthümer, sonst würde er schwere Waldbuße haben zahlen müssen. Der Abend übereilte ihn, ohne daß er seine Arbeit nur zur Hälfte hätte vollenden können. Er genoß wieder etwas von seinem Rindsbraten, der so mürbe geworden war, daß er ihn gar nicht zu kauen brauchte und nachdem er sich noch durch ein Paar Hände voll Wasser erquickt hatte, so breitete er seine Rindshaut aus und genoß auf derselben eine sanfte Ruhe.

## Glaskopf glaubt sich nach Liliput versetzt.

Kaum grauete der Tag; so erwachte Glaskopf mit bangen Sorgen, woher er künftig seine Nahrungsmittel nehmen wolle. Er betete ein andächtiges Vater unser, und als er an die vierte Bitte kam, vergaß er die übrigen, blieb bey dieser stehen und wiederholte sie wohl zehnmahl. „Ja," sagte er, „lieber himmlischer Vater! gib mir auch heute mein tägliches Brot, und laß mich etwas finden, womit ich meinen Hunger stillen kann." Mit dem festen Glauben, daß Gott sein Gebet erhören werde, schnitt er einen Stock ab, und wanderte landeinwärts, um sich Nahrung zu suchen: fand aber nichts, als eine Art von Beeren, die mit unsern Brombeeren Aehnlichkeit hatten. Sie erquickten ihn, füllten aber den Magen nicht.

Endlich da er wohl eine halbe Stunde sich durch das Gebüsch gearbeitet hatte, kam er auf einen freyen Platz. — Hilf Himmel: was sah er da! Ein Paar hundert Geschöpfe, die auf und ab spazierten und nicht größer waren, als Kinder von einem Jahre. Ihm fiel es ein, daß er einmahl von einem Lande gehört habe, das Liliput hieße, dessen Bewohner so klein wären, daß sie von den Kranichen weggetragen würden; und er glaubte wirklich, er sey in Liliput. Um diese Leutchen

genauer kennen zu lernen, schlich er sich näher zu ihnen, und bemerkte zu seiner größten Verwunderung, daß sie alle Schnäbel hatten. Auch von Schnabelleuten, die in fremden Ländern wohnen sollten, hatte ihm seine Großmutter, Gott habe sie selig! erzählt. Er vermeynte also, sich in dem Lande der Schnabelleute zu befinden. Da er aber noch näher kam, sah er daß es Vögel waren, die eben so aufrecht standen wie die Menschen.

Sobald sie ihn erblickten, liefen sie davon. Da er aber etwas längere Beine hatte, als sie: so holte er sie bald ein, schlug nach einem mit seinem Stocke, erlegte ihn, und sprang damit nach seiner Wohnung zurück.

Wie ein Kind freute er sich über diesen Fang. Er betrachtete ihn nun genauer, und fand, daß es ein Vogel war, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Die Füße waren, wie bey einer Ente, mit Schwimmhäuten versehen, der Körper aber war so schwer, die Flügel so klein, und die Federn an denselben so kurz, daß er unmöglich fliegen konnte. Dieß ist, dachte er, das tägliche Brot, das dir dein himmlischer Vater bescheert hat. Von diesen Vögeln wirst du doch von Zeit zu Zeit einen erlegen können.

Begierig rupfte er ihn, nahm ihn aus, steckte ihn an den Bratspieß, und briet ihn. Er war so fett, daß das Fett wie Oel an demselben herab floß.

Er schmeckte ihm herrlich — aber noch weit besser würde er ihm geschmeckt haben, wenn er Salz und Brot dazu gehabt hätte. In seiner Jugend zankte die Mutter oft mit ihm, daß er kein Brot zum Fleische äße; jetzt hätte er es gern gethan.

Von nun an theilte er seine Zeit ein in die zum Jagen, die zur Zubereitung der Mahlzeit, und die zur Erbauung seiner Wohnung bestimmt. Mit dieser war er nach einigen Tagen fertig, und schlief darinne auf seiner Kuhhaut, so sanft wie ein König, — wie ein Bauer wollte ich sagen.

Nun brachte er auch das Feuer in die Hütte, die aber dadurch so mit Rauch angefüllt wurde, daß es ihm unmöglich war, es darin auszuhalten. Anfänglich konnte er gar nicht begreifen, wie dieß zuginge, da er doch in seines Vaters Küche immer Feuer gesehen hatte, ohne daß sie mit Rauch wäre angefüllt gewesen. Am Ende kam er auf den Gedanken, es möchte wohl daher kommen, weil in seiner Hütte der Rauchfang fehlete, den er in seines Vaters Küche bemerkt hatte. Er entschloß sich also noch eine Hütte anzulegen, die blos zur Erhaltung des Feuers bestimmt seyn sollte. Er ging frisch an die Arbeit, und binnen etlichen Tagen war die Hütte fertig und mit einem Zugloche versehen.

Da er aber voraus sah, daß der Regen durch-
dringen würde, wenn die Hütte nicht mit einer
guten Bedeckung versehen würde, so stach er lange
Rasenstücke aus, belegte sie damit, wie er es auch
schon bey seiner Wohnung gethan hatte, und hef-
tete, die Rasenstücke mit hölzernen Pflöcken zu-
sammen. In diese Hütte trug er nun bey einbre-
chender Nacht ein Paar Feuerbrände, und legte noch
ein Paar Stücken Holz an, um damit die Nacht
hindurch ein kleines Feuer zu unterhalten.

Bald darauf fiel Regenwetter ein, welches ein
Paar Tage dauerte; und er sah mit Vergnügen,
daß nur sehr wenig Wasser in die Hütte eingedrun-
gen war.

Jetzt fühlte er aber eine neue Unbequemlichkeit.
Da er seit seiner Ankunft auf der Insel die
Wäsche nicht gewechselt hatte; so hatte sich die Ein-
quartierung in derselben, die er vermuthlich auf
dem Schiffe aufgelesen hatte, so vermehrt: daß er
auf keiner Stelle zu bleiben wußte.

Da war nun guter Rath theuer. Einmahl
kam er auf den Einfall, daß er sich des Abends
nackend auszog, seine sämmtliche Kleidungsstücke
über das Feuer hielt und sie ausklopfte. Da merk-
te er nun zu seinem Vergnügen, daß in dem Feuer
ein Knistern entstand, welches ohne Zweifel von
der herabfallenden Einquartierung herrührte. Er

legte die Kleidung wieder an, und fühlte einige Erleichterung. Um sich ganz von diesen lästigen Gästen zu befreien, entschloß er sich, sein Hemde zu waschen. Er ging daher an die See, zog darin das Hemde hin und her, rang es aus und ging wieder zurück um es zu trocknen.

## Es wird ein Salzwerk angelegt.

Ehe Glaskopf aber noch den Fuß an das Land setzte, bemerkte er im Ufer einen Stein, der die Form einer Mulde hatte, in welchem sich etwas Graues befand, das wie Salz aussah. Er nahm etwas davon auf die Zunge und — siehe da, es war Salz. Bey stürmischem Wetter hatten die Wellen etwas Wasser in diesem Steine zurückgelassen, welches darauf die Sonnenstrahlen weggetrocknet, das in demselben befindliche Salz aber zurückgelassen hatten. Viele Scheffel Salz hatte Glaskopf nach und nach auf seines Vaters Tische gesehen: alles zusammen aber hatte ihm keine so herzliche Freude verursacht, als dieses Salz, welches kaum ein Paar Nösel betragen mochte.

Er fiel auf seine Kniee, faltete die Hände, sah gen Himmel, und sagte: „Dank dir lieber Vater, Dank! für diesen Segen, den du mir bescheeret hast.“

Er scharrete hierauf das Salz zusammen, legte es in seine Rockschleppe, trug es in seine Wohnung und füllte es in einen Rindsdarm, briet sich seinen Braten, und genoß ihn nun mit Salz, wodurch er ungemeinen Wohlschmack gewann.

Dieser Wohlgeschmack brachte ihn auf den Einfall, daß er, um sich einen hinlänglichen Salzvorrath zu verschaffen, eine Salzfabrik anlegen wolle. Dieser Einfall begeisterte ihn. Er ging am Ufer auf und ab, und bemerkte an demselben eine Vertiefung, die vermuthlich durch den Regen war ausgewaschen worden. Wenn du, dachte er bey sich selbst in diese Vertiefung Seewasser trügest, und es vertrocknen ließest: so würde das Salz, das in dem Seewasser ist, zurückbleiben.

Voll Freude über diesen Einfall, stach er sogleich Erde aus, legte sie an das Ende der Vertiefung, durch welches das Regenwasser abzufließen pflegte, trat sie fest, und machte auf diese Weise einen Damm, welcher das Seewasser aufhalten sollte; und nun wollte er sogleich anfangen, Seewasser in die Vertiefung zu schöpfen — aber da standen die Ochsen am Berge. Da war kein Eimer, kein Topf, kein Krug, schlechterdings keins von den Schöpfgefäßen vorhanden, die er in seines Vaters Hause so häufig hatte hängen und stehen sehn.

Verdrießlich ging er fort, und suchte sich, wie große Herren zu thun pflegen, durch die Jagd zu zerstreuen, auf welcher er, ohne Jagdhund und ohne Schießgewehr, bloß mit seinem Stocke wieder einen Vogel erlegte.

Er hob ihn für den morgenden Tag auf, genoß die Ueberbleibsel von der Mittagsmahlzeit mit Salz und Sauerampfer, und legte sich dann zur Ruhe; — fand aber wenig Ruhe: weil ihm seine Salzfabrik gar nicht aus den Gedanken kam. Manche Leute haben schon die Erfahrung gemacht, daß sie in schlaflosen Nächten fanden, was sie am Tage vergeblich suchten. Da die Seele in der Nacht von allen Geschäften frey ist, so kann sie ihre Aufmerksamkeit ganz auf die Sache richten, die sie sucht; und, da alles um sie herum still ist, so wird sie im Suchen durch nichts unterbrochen. Dieß erfuhr jetzt auch unser Glaskopf. Nachdem er in Gedanken alles, was er besaß, durchgemustert hatte: so kam er endlich auf die Rindsblase, die er von der Kuh aufbewahrt hatte. Mit dieser, dachte er, kannst du Wasser schöpfen und es nach der Grube tragen.

Es war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen fiel, sobald er auf diesen Einfall kam, und er schlief noch einige Stunden recht ruhig.

Gleich nach dem Erwachen, machte er Anstalt seinen Einfall auszuführen. Ohne Frühstück zu genießen, welches ehedem eins seiner vorzüglichsten Vormittags-Geschäfte gewesen war, suchte er sogleich seine Rindsblase auf, schnitt den obern Theil davon weg, lief an die See, schöpfte die Blase voll, und goß das Wasser in die Grube aus, aber so wie er es ausgegossen hatte — weg war es. Die durch die Sonnenhitze ausgetrocknete Erde hatte sogleich alles in sich gezogen. Er holte eine andre Blase voll, und es ging damit eben so. Gegen funfzig Blasen voll mochte er wohl ausgegossen haben, ohne daß Wasser zurück blieb. Da kam er zum Glücke auf den Gedanken, die Ritzen in der Erde zusammen zu treten. Nun hielt endlich die Grube Wasser. Sobald es aber zu steigen anfing, lief es wieder durch die Ritzen der Seitenwände ab, die er daher auch zu verstopfen suchen mußte. Erst nachdem er eine ganze Woche fast ununterbrochen mit Wassertragen zugebracht, und nur wenig Zeit davon zur Jagd und zur Bereitung seiner Mahlzeiten angewendet hatte, sah er seinen Wasserbehälter gefüllt. Da die Sonne immer sehr heiß schien, und kein Regen einfiel, so war nach vierzehn Tagen das Wasser verdunstet, und er hatte wieder etwas Salz gewonnen, das er sorgfältig in seiner Hütte aufhob.



Er setzte nun seine Salzbereitung fort; selten aber gelang sie ihm so wie dieß Mahl. Sobald Regenwetter einfiel, war seine Mühe vergebens. Die Salzgrube lief über, und das Regenwasser, das die Grube füllte, ließ kein Salz zurück. Bisweilen fiel der Regen auch so stark, daß der Damm durchbrochen wurde, dessen Wiederherstellung immer viel Mühe machte.

## Glaskopf bekommt Gesellschaft.

Einmahl, als er gerade alle seine Arbeiten vollendet hatte, und nicht wußte was er vornehmen sollte, entschloß er sich am Ufer des Flusses hinauf zu gehen, und zu suchen, ob er nicht ein neues Nahrungsmittel entdecken könnte. Er war nicht gar weit gegangen: so sah er ein Geschöpf, so groß, wie ein achtjähriges Kind, das sich sehr anstrengte eine Wurzel aus der Erde zu holen. Anfänglich hielt er es für einen Affen, und war schon halb und halb Willens, ihm mit seinem Stocke einen Schlag zu geben. Sobald er aber näher kam, sah er, daß es ein völlig unbekleideter Knabe war. Neben ihm lag ein Todtenkopf.

Glaskopf stand da wie versteinert, und wußte gar nicht, was er dazu denken und sagen und wie er sich dabey benehmen sollte. Er hatte in seiner

Jugend viel von Menschenfressern gehört, und er kam nun auf den Gedanken, daß dieser Knabe ein junger Menschenfresser seyn möchte. Gott! dachte er, was wird aus dir werden, wenn dich der junge Menschenfresser entdeckt. Er wird seine Eltern herbeyrufen — sie werden dich morden und braten, und in ein Paar Tagen spielt das Ungethüm vielleicht auch mit deinem Schädel. Eben war er im Begriff zurück zu schleichen, aber es war zu spät — der Knabe richtete sich auf, und bemerkte ihn. Noch hätte er sich durch ein Paar Sprünge retten können, aber er war so betäubt, daß ihm dieß nicht einfiel.

Der Knabe machte gewaltig große Augen, als er Glaskopf erblickte; er besah ihn vom Kopfe bis auf die Füße, dann nahm er seinen Todtenkopf, weinte und sagte: „Vater! Vater!"

Man stelle sich die Freude vor, die Glaskopf empfand, als er, nach so langer Zeit, das erste deutsche Wort wieder hörte. Der, dachte er bey sich selbst, kann kein Menschenfresser seyn. Er bot dem Knaben die Hand, die dieser mit großer Schüchternheit ergriff, und fragte ihn: „wo ist denn dein Vater?"

Er zeigte auf den Schädel und sagte wieder: „Vater."

Glaskopf that noch verschiedene Fragen an ihn, auf die er aber keine Antwort erhielt. Statt zu antworten, zog ihn der Knabe mit sich fort, und brachte ihn an einen Berg, in dem eine Oeffnung war, die zu einer Höhle führte. Als sie in dieselbe traten, rief er wieder mit kläglicher Stimme: „Vater! Vater!"

Da es in der Höhle dunkel war; so getraute sich Glaskopf nicht tiefer hinein zu gehen, sondern zog den Knaben zurück, streichelte ihm die Backen, und sagte: „ich will Dein Vater seyn."

Das verstand aber der Knabe nicht recht, denn er wußte kein deutsches Wort, als — das Wort Vater; das Streicheln der Backen hingegen verstand er, und bekam Zutrauen zu Glaskopfen. Dieser führte ihn mit sich in seine Wohnung, und setzte ihm vor was seine Küche vermochte. Dieß war ein Stück gebratner Vogel und etwas Sauerampfer. Der Knabe verzehrte es begierig, und biß dazu immer etwas von seiner Wurzel ab. Glaskopf wollte auch etwas von dieser Wurzel haben, und gab es dem Knaben zu verstehen. Dieser reichte sie ihm sogleich willig, Glaskopf schnitt ein Stück davon ab und fand es sehr schmackhaft. Vor Freude über diesen Fund umarmte er seinen Gast, streichelte ihm die Backen, und gab ihm auf allerley Art zu verstehen, daß er es gut mit ihm meyne.

Als es dunkel wurde, zog er ihn mit sich auf seine Kuhhaut. Der Knabe folgte; da er aber auch den Todtenkopf mitnehmen wollte, nahm ihn Glaskopf und warf ihn fort. Da schrie der Knabe jämmerlich: „Vater! Vater!“ holte den Todtenkopf wieder, und sein Wirth mußte ihm erlauben, ihn mit auf die Kuhhaut zu nehmen.

Der Knabe schlief sogleich ein; Glaskopfen kam aber einige Stunden kein Schlaf in die Augen. Er überdachte die Geschichte des Tages, und fand in derselben so viele Beweise der göttlichen Liebe, daß er bis zu Thränen gerührt war. Er hatte einen Gesellschafter gefunden, ein neues Nahrungsmittel entdeckt, hatte eine Höhle kennen lernen, die ihm vielleicht zu einer bequemeren Wohnung dienen konnte. Er überlegte, wie er dieß alles benutzen wolle, dankte dem himmlischen Vater herzlich, und versprach, daß er den gefundenen Knaben wie seinen Sohn behandeln und ihn zu allem Guten erziehen wolle.

Mit diesem Vorsatze schlief er ein.

## Glaskopf wird Schulmeister.

Den folgenden Tag, nach verrichtetem Morgengebete (denn Glaskopf war jetzt so an das Beten gewöhnt, daß er es weder bey dem Aufstehen noch

bey dem Schlafengehen vergaß, auch den Tag über manches Gebeth verrichtete), nahm er sein Söhnchen vor, und bemühete sich, ihm Deutsch zu lehren. Er zeigte ihm alle Theile des Kopfs und nannte sie, z. B. Auge, Nase, Mund, Zähne; und der Knabe sprach sie nach. Dann fragte er, wo sind die Zähne? wo der Mund? der Knabe zeigte darauf.

Weiter fragte er: was ist das? (indem er auf die Zähne zeigte.)

Zähne, antwortete der Knabe.

Gl. Was ist das? (indem er auf die Nase wies.)

Kn. Nase.

So ließ er sich alle die Theile hernennen, deren Nahmen er ihm vorgesagt hatte, und er wußte sie beynah alle.

Dadurch nun, daß der Knabe alle diese Nahmen so leicht gefaßt hatte, wurde Glaskopf vollkommen überzeugt, daß sein Fündling ein junger Deutscher seyn müsse, der seine Sprache vergessen habe, weil er sie schon lange weder gehört noch gesprochen hätte. Er faßte ihn bey der Hand, um ihn mit auf die Jagd zu nehmen. Als er aber kaum einige Schritte von der Hütte entfernt war, fiel ein ganzer Schwarm Stechfliegen auf den armen Knaben, die ihn so sehr peinigten, daß er

jämmerlich schrie. Glaskopf verscheuchte sie, und führte ihn in seine Hütte zurück.

Auf der Jagd erlegte Glaskopf einen Vogel. Indem er ihn so in der Hand trug, hatte er allerley Gedanken. Unter andern dachte er bey sich selbst: diese Vögel werden von keinem Ungeziefer gestochen. Und warum? weil sie mit Federn bedeckt sind.

Hum! dachte er weiter, wenn du deinen Fündling auch mit Federn bedecktest, so würden ihm die Stechfliegen auch nichts mehr anhaben.

Aber wie? das war nun die große Frage, die er sich nicht beantworten konnte. Er schlenderte also fort, kam zu seiner Hütte, fand daselbst seinen Pflegesohn, und setzte sich auf seine Kuhhaut um den Vogel zu rupfen. Indem er sich aber so auf die Kuhhaut setzte, fuhr ihm der Gedanke, wie ein Blitz, durch den Kopf: sollte es nicht möglich seyn, den Vögeln eben so die Haut abzuziehen wie der Kuh? Von diesen Häuten könntest du dem Knaben eine Kleidung machen — in der Folge auch für dich eine. — Vor Freuden über diesen Einfall sprang er von der Kuhhaut auf, lief hin und her, setzte sich wieder — nahm sein Brotmesser und versuchte den Vogel auszubalgen — aber — es ging nicht. Das Messer war dazu zu stumpf.

Er ließ indeß den Muth nicht gleich sinken, suchte einen Stein auf, begoß ihn mit Wasser, und

schliff darauf sein Messer mit so gutem Erfolge, daß er wirklich den Vogel nun damit ausbalgen konnte. Freylich bekam der Balg einige Löcher; es war aber auch der erste Versuch, und er hoffte, die künftigen würden ihm besser gelingen. Während der Ausbalgung setzte er den Unterricht seines Zöglings fort: nannte ihm den Vogel, den Schnabel, die Federn, die Flügel, die Füße, das Messer u. d. g. welches der Knabe alles recht gut merkte. Darüber freute sich Glaskopf sehr, da ihm sehr viel daran gelegen war, einen Menschen um sich zu haben, mit dem er sprechen könnte.

Ehe er seinen Braten noch an den Bratspieß steckte, fiel ihm die Wurzel ein, die ihm den Tag zuvor so gut geschmeckt hatte, und er wünschte zu der heutigen Mahlzeit auch wieder eine zu haben. Er nahm also seinen Pflegesohn bey der Hand und sagte: nun wollen wir Wurzeln suchen. Dieser verstand ihn aber nicht, und weil er die stechenden Insecten scheuete: so sträubte er sich und wollte nicht mit gehen.

Da kratzte Glaskopf mit den Nägeln in die Erde, stellte sich als wenn er eine Wurzel heraus zöge, sie zum Munde führte und kauete. Dieß verstand der Kleine, folgte ihm, duldete die Stiche der Insecten, und führte seinen Lehrmeister auf einen Platz, wo die gesuchten Wurzeln sich in

Menge befanden. Sogleich machte sich Glaskopf darüber her, grub mit seinem Messer einige aus und eilte damit nach seiner Wohnung, wo er eine gute Mahlzeit hielt. Der Braten wurde mit Salz verzehrt, statt des Salats Sauerampfer, und statt des Brots Wurzeln dazu gegessen.

Nach aufgehobener Tafel nahm Glaskopf seinen Kleinen freundlich in die Arme, versuchte, sich ihm auf mancherley Art verständlich zu machen, und brachte ihm wieder verschiedene Worte bey.

Jetzt fiel es ihm ein, daß der Kleine auch einen Nahmen haben müsse. Weil er ihn über dem Ausgraben einer Wurzel zuerst angetroffen hatte: so nannte er ihn Wurzel, und zum Vornahmen gab er ihm seinen eigenen — Heinrich. „Du sollst", sagte er, „Heinrich Wurzel heißen. Verstehst du?"

Heinrich Wurzel antwortete: Heinrich Wurzel, und lief fort, um eine Wurzel zu holen, weil er schon gemerkt hatte, was eine Wurzel sey. Aber eben hieraus, daß er als sein Nahme ausgesprochen wurde, nach Wurzeln lief, konnte Glaskopf schließen, daß er ihn nicht verstanden habe.

## Ein zwiefacher schwerer Verlust.

Da der Tag kühl wurde, und die Insecten sich verloren, ging Glaskopf aus seiner Hütte, um

einige Stämmchen abzuschneiden, die er zur Ausbesserung seiner Hütte anwenden wollte. Heinrich Wurzel sah dieser Arbeit zu, nahm dann das Messer und versuchte ob er nicht auch ein Stämmchen abschneiden könne. Indeß trug Glaskopf seine Stämmchen fort, und bald folgte ihm auch der kleine Wurzel nach. Es wurde nun Anstalt zur Abendmahlzeit gemacht, und der Rest des gebratenen Vogels aufgetragen. Da ihn aber Glaskopf zerlegen wollte, fehlte ihm das Messer. Dieß gab ihm einen Stich ans Herz.

„Heinrich" fragte er, „wo hast du denn das Messer?"

„Messer, Messer," antwortete dieser, und lief fort, um es zu holen, kam aber bald wieder zurück ohne es gefunden zu haben. Glaskopf wurde dadurch so entrüstet, daß er ihm ein Paar derbe Ohrfeigen gab. Der Knabe that einen heftigen Schrey, sprang zur Hütte hinaus, Glaskopf hinter ihn her, und rief: „Heinrich Wurzel! so bleib doch." Aber Heinrich Wurzel ließ nichts wieder von sich hören und sehen. Wohl zwey Stunden kroch Glaskopf im Dunkeln herum und rief seines Pflegesohns Nahmen: es erfolgte aber keine Antwort.

Es kann manchem sein Haus abbrennen, ohne daß er den Schrecken und den Jammer empfindet

den jetzt Glaskopf fühlte: weil es ihm vorkam, als wenn er jetzt alles verloren habe, und als wenn es mit ihm ganz und gar aus sey. Die ganze Nacht brachte er schlaflos zu; und obgleich er, seitdem er aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen war, in jeder Verlegenheit zum Gebete seine Zuflucht nahm: so war doch sein Kopf jetzt so verwirrt, daß es ihm unmöglich war zu beten. Kaum wurde es hell, so lief er fort und rief, so laut er konnte, „Heinrich Wurzel!" aber niemand antwortete ihm. Er suchte nach seinem Messer, fand es aber nicht.

Viele Messer hatte Glaskopf, besonders da er noch Glasköpfchen war, verloren, ohne daß er es sich zu Herzen genommen hätte. Er brauchte es nur dem Vater zu sagen: so kaufte ihm dieser ein anderes. Auch dießmahl würde er über das Messer nicht so viel Aufhebens gemacht haben, wenn er nur zu seinem Vater hätte kommen können. Das konnte er aber leider nicht.

Es verging ihm jetzt Essen und Trinken. Er setzte sich traurig an das Flüßchen, und legte den Kopf in die Hand. Da wurde der Kopf nach und nach ruhiger, und er sah jetzt ein, wer an dem Herzeleid, das ihm begegnet war, eigentlich Ursache gewesen sey. Nicht Heinrich Wurzel, wie er bisher geglaubt hatte, sondern er selbst. Du hättest, sagte er zu sich selbst, dem einfältigen Jungen das

Messer nicht geben, und, da er es verloren hatte, ihn deßwegen nicht schlagen sollen. Ach! hier richtete er die Augen gen Himmel, und sprach: ich habe nicht Recht gethan, lieber himmlischer Vater! aber — vergib mir — laß mich nicht umkommen — ich will mich bessern u. s. w.

Nun stand er auf, ging an dem Ufer des Flüßchens fort, und kam zu der Höhle, die ihm sein entlaufener Zögling gezeigt hatte. Hier, dachte er, steckt er gewiß. Er rief also einigemahl hinein; erhielt aber keine Antwort. Hinein zu gehen getraute er sich, wegen der Dunkelheit nicht, und ein Licht anzuzünden, wollte ihm auch nicht gelingen. Er bestieg also den Berg, in dem die Höhle war, um sich da nach Heinrich Wurzeln umzusehen: sah aber nichts, als vor sich die See, und hinter sich ein mit Bäumen und Sträuchen bewachsenes Land.

## Ein kostbarer Fund.

Bey dem Herabsteigen sah Glaskopf indeß doch etwas, das ihm so viele Freude machte, daß er alles Herzeleid vergaß: einen — kleinen Coffer, der in einem Busche lag, und den vermuthlich die Gewalt des Pulvers von dem untergegangnen Schiffe hierher geworfen hatte.

Als Glaskopf den Coffer erblickte, rief er aus: „Ach Gott! du verläßt mich nicht! Mag in dem Coffer seyn, was da will — ich kann alles brauchen.“ Freudig nahm er ihn und trug ihn nach seiner Wohnung zu.

Aber nun entstand ein neuer Kummer — er wußte nicht wie er ihn öffnen sollte. Er war gut verschlossen, und überdieß noch mit ein Paar Vorlegeschlössern versehen. Er nahm einen Stein und versuchte die Schlösser damit aufzuschlagen aber umsonst. — Nachdem er den ganzen Tag gearbeitet hatte, war er noch immer nicht weiter gekommen. Den folgenden Tag versuchte er den Boden einzutreten. Er that es sehr ungern; weil ihm der Coffer zu mancherley nützlich seyn konnte. Da er aber kein anderes Mittel sah, die in dem Coffer befindlichen Sachen zubekommen: so mußte er sich doch dazu entschließen Nachdem er eine Stunde lang, bald darauf getreten, bald große Steine darauf geworfen hatte, gelang es ihm endlich den Boden zu sprengen.

Als er noch Glasköpfchen war, pflegten ihm sein Vater und seine selige Großmutter immer auf Weihnachten ein Paar Bäumchen zu putzen und mit Rosinen, Mandeln und Marcipan zu behängen, auch Pfefferkuchen, hölzerne und bleyerne Soldaten, Bilderbücher, Messer, Pfeifen und

andere dergleichen Raritäten daneben zu legen, und Wachsstöckchen dabey anzuzünden. Da schlug denn Glasköpfchen in die Hände, und war vor Freude außer sich. So herzlich hatte er sich aber dabey nie gefreut, als jetzt, da er die Sachen sah, die in den Coffer gepackt waren. Es waren lauter Eisen und Stahlwaren, z. B. Messer, Federmesser, Scheeren, Beile, Handsägen, Feilen und — Angelhaken. Er besah jedes Stück einzeln, legte es wieder hin, besah es noch einmahl, und so ging der ganze Vormittag mit Besehen hin.

Endlich steckte er ein großes Taschenmesser zu sich, und grub damit einige Wurzeln aus, die er, statt der Mittagsmahlzeit, verzehrte, weil er vor großer Freude vergessen hatte sich einen Braten zu zubereiten. Während des Essens war sein Dichten und Trachten darauf gerichtet, sich eine Angel zu verfertigen. Angelhaken hatte er bereits, die Angelruthe konnte er sich auch leicht verschaffen, woher aber die Schnur kommen sollte? dieß konnte er nicht so leicht ausfindig machen. Er musterte in Gedanken seinen ganzen Reichthum durch, um etwas zu finden woraus er die Angelschnur verfertigen könne. Endlich blieb er bey dem Kuhschwanze stehen, holte eine Scheere, schnitt damit die langen Haare, die unten daran waren ab, knüpfte mehrere an einander, bis sie die gehörige

Länge hatten, drehete sie dann zusammen, knüpfte einen Angelhaken daran, schnitt dann ein schlankes Bäumchen ab, knüpfte das andere Ende der Schnur daran, und so war die Angel fertig. Schade daß eben die Nacht einfiel, sonst würde er damit sogleich einen Versuch gemacht haben. So aber mußte er den Fischfang bis den folgenden Tag anstehen lassen.

Auf der Kuhhaut beherzigte er von Neuem recht, wie viel Vortheile die Menschen einander durch ihren Fleiß verschaffen, was für ein hülfloses Geschöpf er gewesen wäre, so lange ihm die Werkzeuge, am Ende sogar das Taschenmesser gefehlt hätten, und wie viel er nun werde zu Stande bringen können, da er so viele Werkzeuge besäße, die durch den Fleiß seiner Mitmenschen wären verfertigt worden! Da er auch glaubte, daß dieß alles ein Geschenk Gottes sey: so vergaß er nicht, ihm dafür recht herzlich zu danken, und ihm zu versprechen, daß er ein recht guter Mensch zu werden sich bemühen wolle.

## Glaskopf wird Fischer und Garkoch.

Was er bey Tages Anbruch zuerst that, läßt sich leicht errathen. Er machte Anstalt zur Fischerey; er wühlte in der Erde herum und suchte Regen-

würmer, die er, als Köder, an den Angelhaken steckte, und nun warf er ihn aus.

Da das Wasser an der Küste von Fischen wimmelte; so drängten sie sich um den Köder. Kaum war er ins Wasser gekommen: so hing auch schon ein Fisch an der Angel, den er heraus zog. In wenigen Minuten hatte er fünf Fische, und würde auch den sechsten bekommen haben, wenn er nicht so groß gewesen wäre, daß die Schnur zerriß, als er ihn heraus ziehen wollte.

Freudig eilte er mit seiner Beute Nachhause um sich daraus eine Mahlzeit zu bereiten. Da fehlte ihm aber der Fischkessel, in dem er die Fische hätte sieden können. Jedoch, da ihm schon so manches gelungen war: so hoffte er auch etwas erfinden zu können, womit er seine Fische, wenn auch nicht zu sieden, doch wenigstens braten könnte; und er erfand es wirklich. Eines von den Häusern, die er sonst am liebsten besuchte, war — die Garküche. Hier hatte er einen Rost gesehen, auf welchem die Bratwürste über Kohlen gebraten wurden. Noch schmeckten sie ihm gut, wann er daran dachte. Die Begierde auch einen solchen Rost zu haben, trieb ihn an recht scharf darüber nachzudenken. — Es gelang ihm — der Rost war erfunden.

Man höre wie er es anfing! Zuerst trug er dürres Holz zusammen und brannte es zu Kohlen.

Während der Zeit daß es sich verkohlte, weidete er seine Fische aus, und bestreute sie inwendig und auswendig mit Salze. Dann stellte er zu beyden Seiten der Kohlenmasse ein Paar Steine von gleicher Höhe, legte darüber vier von den Feilen, die er im Coffer gefunden hatte und auf dieselben die Fische. Diese brieten nach Herzens Wunsch. Er wendete sie um, und labte sich erst an dem angenehmen Geruche, den sie von sich gaben, dann aber auch an den Fischen selbst, die er nebst einer Wurzel verzehrte. So gut hatte ihm lange keine Mahlzeit geschmeckt.

Sein Kleinmuth war nun ganz verschwunden, und er machte jetzt allerley Pläne, wie er seine kümmerliche Lage verbessern wollte. Zuerst verfertigte er eine neue Angelschnur, und, damit sie ihm nicht wieder zerreißen möchte, machte er sie noch einmahl so stark als die erste gewesen war. Dadurch wurde er in den Stand gesetzt, sich täglich so viele Fische zu verschaffen, als er bedurfte. Um aber bey seinen Mahlzeiten Abwechselung zu haben, ging er auch auf die Jagd, und erlegte von Zeit zu Zeit einen Vogel.

Da er jetzt mit Federmessern versehen war: so war es ihm leicht, die Vögel auszubalgen. Die Bälge rieb er mit Salz ein, hängte sie in seiner Hütte auf, und dachte immer nach, wie er sich dar-

aus eine Kleidung verfertigen könne, deren er sich bedienen wollte, wenn ihm seine gegenwärtige Kleidung, die immer mürber wurde, vom Leibe fallen würde. Mit einer Handsäge sägte er ein Stämmchen ab, und schnitzte daraus einen Stiel, an den er eins von den gefundenen Beilen befestigte.

Wer war jetzt glücklicher, als Glaskopf. Er hatte Messer, Federmesser, eine Angel, ein Beil, einen Rost, täglich Fisch und Braten — wenn er doch nur einen Gesellschafter gehabt hätte, mit dem er ein vernünftiges Wort hätte sprechen können!

## Wird Glaskopf seinen Pflegesohn nicht wieder aufsuchen?

Da er aus guten Gründen vermuthen konnte, daß Heinrich Wurzel in der Höhle stecke, bey welcher er ihn gefunden hätte: so machte er Anstalten sie zu untersuchen. Die Ursache, warum dieß bis jetzt noch nicht geschehen war, lag in dem Mangel an einem Lichte. Er dachte darüber nach, wie er es sich verschaffen könne, und sein Nachdenken war auch dießmahl gesegnet.

In der Nähe seiner Hütte standen einige harzige Bäume, die mit unsern Kiefern viel Aehnlichkeit hatten. Davon fällte er einen mit seinem Beile, schnitt daraus dünne Schleusen, zündete sie

an, und sah mit Vergnügen, daß sie wie Fackeln leuchteten. Er versah sich mit einem hinlänglichen Vorrathe davon, zündete eine an und trat dann, nachdem er einen gebratenen Fisch zu sich gesteckt hatte, mit dem Beile unter dem Arme, seine Wallfahrt in die Höhle an.

Bey dem Eintritte in dieselbe entdeckte er sogleich ein Menschengerippe an dem verschiedene Lumpen von der Kleidung hingen, die es getragen hatte, da es noch lebte. Er hielt es sogleich für Wurzels Vater, doch Wurzeln selbst sah er nicht. Da ihm nun an diesem mehr, als an dem Gerippe gelegen war, so leuchtete er in alle Ecken der Höhle, und vernahm endlich eine klägliche Stimme, die rief: „Vater! Vater!" Zugleich that der Kleine von dem die Stimme kam, einen Sprung, um ihm zu entwischen. Glaskopf verrennte ihm aber den Paß und faßte ihn bey der Hand. Dießmahl hielt er aber nicht so still, wie das erste Mahl, sondern kratzte und biß um sich, wie eine Katze: so daß Glaskopf seine Hand mußte fahren lassen. Damit er ihm nicht entwischen möchte, stellte er sich an den Eingang der Höhle, und redete ihn mit sanfter Stimme an: „Lieber Heinrich! bleib doch! ich will dich nicht wieder schlagen." Zugleich reichte er ihm den gebratenen Fisch und streichelte ihm die Backen.

Heinrich wurde nun wieder zahm, und da ihm Glaskopf die Hand gab, nahm er sie an, und kratzte und biß nicht mehr.

Jetzt ging Glaskopfs vorzüglichste Sorge dahin, die Höhle zu untersuchen, ob sie bewohnbar sey, und ob Wurzels Vater nicht etwas hinterlassen habe, das er als Erbschaft in Besitz nehmen könne. Da fand er aber wenig. Unter den vermoderten Lumpen und Knochen, lag zwar ein Beutel voll Holländischer Ducaten, eine goldene Uhr und ein Paar silberne Schnallen. Was konnte ihm dieß aber helfen? Von den silbernen Schnallen konnte er nicht lange Gebrauch machen, weil seine Schuhe schon so zerrissen waren, daß sie im Kurzen ganz unbrauchbar werden mußten. Ein Paar neue Schuhe wären ihm lieber gewesen. Die Uhr stockte und kam auch nicht wieder in Gang, als er sie aufzog; und die Ducaten die nützten ihm so wenig, als Kieselsteine: weil niemand da war, von dem er dafür etwas hätte kaufen können; doch steckte er dieß alles zu sich. An der einen Seite der Höhle fand er Wurzeln zusammengetragen, die aber, da sie schon lange gelegen hatten, vermodert waren.

Mitten in der Höhle war eine Erhöhung etwa drey Fuß hoch, die der vorige Bewohner wahrscheinlich mit vieler Mühe zusammengetragen hatte.

Sie war mit Blättern bestreut, und Glaskopf vermuthete, daß dieß die Lagerstätte des Verstorbenen gewesen sey, die er sich zubereitet hatte: weil es auf dem Boden der Höhle etwas feucht war. Er bestieg dieselbe, und that da noch einen Fund, der ihm lieber war, als die ganze übrige Erbschaft, die er in Besitz genommen hatte. Es war ein Psalmbuch und eine Schreibtafel. Als er das erstere aufschlug, fielen ihm die Worte in die Augen: Israel hat demnach Gott zu Trost, wer nur reines Herzens ist. „Ja" sagte er, „Gott, du warst bisher mein einziger Trost, und wirst es auch künftig seyn, wenn ich nur mein Herz immer rein erhalte." Er drückte das Psalmbuch an sein Herz und küßte es.

Mit der erhaltenen Erbschaft beladen, zog er nun, in Begleitung seines lieben Heinrichs, nach seinem Quartiere zurück, fing sich etliche Fische, briet sie, verzehrte sie mit seinem Pflegesohne, und sprach während der Mahlzeit beständig: in der Hoffnung daß dieser sich nach und nach dazu gewöhnen würde, die Sprache zu verstehen.

Nach geendigter Mahlzeit nannte er ihm wieder die Nahmen der Dinge die in der Hütte waren, z. E. Beil, Messer, Federmesser, Schreibtafel, Psalmbuch, die der Kleine ihm nachsprechen mußte. Dann sagte er: wo ist das Psalmbuch?

Wo das Beil? Wo das Messer? u. s. w. und sein Schüler zeigte ihm alles. Vor Freuden umarmte und küßte er ihn.

## Glaskopf bezieht ein neues Quartier.

Nun wurde überlegt, ob es rathsamer sey im alten Quartiere zu bleiben, oder die Höhle zu beziehen. Nachdem alles hin und her wohl war erwogen worden, fiel der Entschluß dahin aus, daß er die Höhle beziehen wolle: weil in derselben mehr Schutz gegen die Sonne und den Regen zu finden wäre.

Mit der Veränderung des Quartiers gab es nun freylich nicht so viele Schwierigkeiten, als hier zu Lande: denn auch der ärmste Bürger hat mehr Hausrath fortzuschaffen, als Glaskopf. Dennach fanden sich wenigstens einige Schwierigkeiten, denn auch der ärmste Bürger hat oder borgt eine Schiebekarre. Diese hatte aber unser Glaskopf nicht, und konnte sie auch nicht geborgt bekommen. Er mußte alles forttragen.

Das erste, was er nach seinem Einzuge in die Höhle that, war, daß er die Gebeine von Heinrichs Vater herausschaffte und mit Erde überschüttete. Die Lumpen aber hob er auf, weil er glaubte daß er sie vielleicht in der Folge werde benutzen können.

Dann fing er an einen bedeckten Platz, zur Aufbewahrung des Feuers zu verfertigen. Da ihm die von Zweigen, zu dieser Absicht errichtete Hütte ein paarmal im Feuer aufgegangen war: so entschloß er sich jetzt eine steinerne zu verfertigen; welches ihm auch nach ein Paar mühevollen Tagen gelang.

Nun dachte er mit ganzem Ernste darauf, seinem lieben Heinrich eine Kleidung zu verfertigen. An Vogelbälgen fehlte es ihm nicht; Federmesser und Scheere hatte er auch, um sie zuzuschneiden, auch hatte er in seinem Coffer einige Pfriemen gefunden, die er statt der Nähnadeln gebrauchen konnte. Woher aber Zwirn bekommen? das war die große Frage. Da er indeß schon so manches erfunden hatte, so glaubte er, daß er auch etwas erfinden würde, dessen er sich statt des Zwirns bedienen könne, und — er erfand es wirklich. Er nahm nämlich die Gedärme der Vögel, die, wie er hernach erfuhr, Pengwine hießen, reinigte sie von Unrathe, schnitt sie auseinander, rieb sie mit Salz ab, und drehete sie hernach zusammen, daß Fäden daraus wurden. Als er einen hinlänglichen Vorrath hatte, schritt er zum Werke und fing an zu schneidern.

Wenn freylich die ehrsame Schneiderzunft seine Arbeit untersucht hätte: so würde sie manches daran auszusetzen gefunden haben; — zum Glück für

ihn war aber keine Schneiderzunft da. Nach etlichen Tagen war Heinrich Wurzels Anzug fertig, und Glaskopf freute sich nicht wenig darüber, als er ihn darin erblickte.

Aus seinem Psalmbuche las Glaskopf täglich einen Psalm, und, wenn er gleich vieles davon nicht verstand: so fand er doch in jedem wenigstens einen Vers, der ihm eine wahre Seelenspeise war, und ihn zum Guten stärkte.

Einmahl las er auch einen Psalm, über welchem stand; ein Psalm Davids; der ihn sehr erquickte. Er gerieth darüber in tiefes Nachdenken. Lieber Gott! dachte er bey sich selbst, was für eine herrliche Kreatur ist doch der Mensch, wenn man ihn mit den Thieren vergleicht. Wenn diese sterben, so ist es aus mit ihnen; aber der Mensch kann auch nach seinem Tode noch Gutes stiften. Wie viele hundert Jahre mögen wohl vergangen seyn, seitdem der König David lebte: und gleichwohl tröstet er mich noch mit seinen Psalmen, in meiner Einöde. Lieber Gott! gieb ihm dafür eine recht vergnügte Stunde in der Ewigkeit.

## Glaskopfs Sonntagsfeyer.

Da Wurzels Kleidung so gut ausgefallen war: so hatte sein Erzieher nun nicht eher Ruhe, bis er

auch selbst eine ähnliche besaß. Er schlug daher nun täglich einige Pengwine todt; nicht blos um des Fleisches, sondern vorzüglich um der Felle willen. Als er deren genug zusammen hatte, fing er wieder an zu schneidern, und brachte in einigen Tagen wirklich für sich eine Kleidung zu Stande, auf die er sich nicht wenig zu Gute that. Er legte nun seine Europäische Kleidung ab, und nahm sich vor, nur Sonntags sie zu tragen. Es ging aber eine geraume Zeit hin, ehe es Sonntag wurde. Denn woher sollte der arme Schelm wissen, wenn es Sonntag wäre? einen Kalender hatte er nicht, und läuten, woran er sonst immer merkte, daß es Sonntag wäre, hörte er auch nicht. Es ist doch eine fatale Sache, dachte er bey sich selbst, wenn man aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen ist, man weiß gar nicht, wie man in der Zeit lebt.

Da ihm doch aber sonst der Sonntag immer der wichtigste Tag gewesen war; nicht sowohl des Gottesdienstes, sondern des Kuchens wegen, den sein Vater Sonntags backen, und des Bratens wegen, den er auftragen ließ, so entschloß er sich, selbst einen Sonntag zu machen. Morgen, sagte er, soll mein Sonntag seyn. Da sein Sonntag anbrach, machte er einen Schnitt in den Baum, der zunächst an seiner Höhle stand, den folgenden Tag machte er wieder einen solchen Schnitt; wenn nun sieben

solche Schnitte gemacht waren, so war bey ihm wieder der Sonntag eingetreten.

Diesen feyerte er denn auf folgende Art. Erst legte er seine Europäische Kleidung an, dann ging er mit Heinrichen in die Höhle, zündete zwey Schleusen an, und sang ein Lied. Weil er aber in der Schule nur zwey Lieder gelernt hatte: Befiel du deine Wege, und: Wer nur den lieben Gott läßt walten: so wechselte er mit diesen ab. Er bedauerte sehr, daß er in seiner Jugend nicht ordentlich das Singen gelernt hatte; denn weil er es nicht ordentlich gelernt hatte, so konnte er es auch nicht recht, und zog so gewaltig unter, daß er bey dem dritten Verse immer wieder aus einem höhern Tone anstimmen mußte.

Nach geendigtem Gesange hielt er ein Gebet, in welchem er dem lieben Gott für alles empfangene Gute dankte, und ihm versprach, ein guter Mensch zu werden; dann las er einen Psalm. Dabey fiel ihm oft ein, wie schön es in seinem Vaterlande gewesen wäre, wo so viel gute Lieder gesungen, so viele erbauliche Predigten gehalten wurden. Dann entstand immer bey ihm der Wunsch; wenn ich nur einmahl wieder in eine Kirche kommen sollte.

Nach geendigtem Gottesdienste machte er einen Spaziergang und genoß dann eine Mahlzeit, die immer aus Fisch und Braten bestand, da er hinge-

gen in den Wochentagen nur Fisch oder Braten zu genießen pflegte. Dann machte er wieder einen Spaziergang, bis es dämmerig wurde.

Sein erster Spaziergang war nach der See gerichtet. Mit wehmuthsvollem Blicke sah er über dieselbe hin, und wünschte ein Schiff zu erblicken, auf dem er wieder in sein Vaterland reisen könnte; aber er erblickte keins. Traurig setzte er sich an das Ufer hin, legte den Kopf in die Hand, und wiederholte in seinem Herzen das Gelübde, daß er als ein recht guter Mensch unter seinen Mitmenschen leben wolle, wenn sich der liebe Gott seiner erbarmete und ihn wieder in die menschliche Gesellschaft zurück brächte.

Unterdessen kroch Heinrich Wurzel immer am Ufer hin und her. Als Glaskopf die Augen aufschlug, sah er, daß er etwas verzehrte. Geschwind sprang er auf, um zu sehen, was der Knabe hatte. Da hatte er eine Muschel in der Hand, die er begierig ausschlürfte. Gleich darauf griff er nach einer andern, schlug sie mit einem Steine auf, und wollte sie auch ausschlürfen. Pfui, Heinrich! rief ihm Glaskopf zu, was machst du da? und wollte ihm die Muschel wegnehmen. Dieser lief aber geschwind fort, und schlürfte sie wieder aus, sammelte auch noch mehrere solche Muscheln, schlug sie auf und verzehrte sie. Das nahm Glaskopfen wun-

der. Er beobachtete den Knaben genau, um zu sehen, ob ihm übel werden würde; dieser blieb aber lustig und guter Dinge.

Dieß machte Glaskopfen aufmerksam. Er führte den folgenden Tag seinen Pflegesohn wieder an die See, und da derselbe abermahls solche Muscheln aufsuchte, und verzehrte, fiel es ihm ein, daß er in seinem Vaterlande von Austern habe sprechen hören, welche roh verzehrt würden. Er muthmaßte also, daß dieß auch Austern seyn möchten, die Heinrich noch von seinem Vater hätte kennen lernen, faßte Muth und schlürfte auch eine aus. Nach und nach gewöhnte er sich daran, und fand, daß sie gut schmeckten. Nun hatte er wieder ein Gericht mehr, mit dem er seine Tafel besetzen konnte.

Den nächsten Sonntag, als er wieder einen Spaziergang machte, ging er an dem Ufer der See weiter, als er bisher gethan hatte, und fand da wieder etwas, das ihm viele Freude machte. Es waren Schalen von sehr großen Muscheln. Begierig sammelte er sie, und trug sie nach Hause, in der Hoffnung, daß er sie zu allerley werde benutzen können. Er benutzte sie denselben Tag noch, indem er sie als Trinkgeschirre brauchte, mit welchen er für sich und seinen Heinrich Wasser schöpfte.

## Die Regenzeit tritt ein.

Dies war aber für lange Zeit Glaskopfs letzter Spaziergang gewesen. Denn nun fiel ein heftiger Regen ein, der acht Wochen lang dauerte, und ihn zwang in seiner Höhle zu bleiben. So traurig dies für ihn war: so dankte er doch dem lieben Gott herzlich, daß er ihm so vielerley verschafft hatte, um sich seinen Zustand erträglich zu machen. Er hatte doch nun eine Wohnung, die ihn gegen den Regen hinlänglich schützte; er hatte einen Gesellschafter, mit dem er sich einigermaßen die Zeit vertreiben konnte; er hatte Schleusen, die seine Wohnung erleuchteten, einen Anzug von Vogelbälgen, an dem der Regen ablief, und allerley Werkzeuge.

Der Hunger zwang ihn täglich auf die Jagd oder den Fischfang auszugehen, und die nöthigen Wurzeln einzutragen. Da er einmahl einen Vogel ausbalgte, und das viele Fett, das er um die Gedärme fand, wie er sonst zu thun pflegte, wegwerfen wollte, fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, ob er es nicht zu etwas benutzen könne. Mit den Gedanken ist es eine eigne Sache. Wenn man sie eine Zeit lang unterhält: so werden sie lebhafter und bringen uns oft auf mancherley Einfälle, an die man sonst nicht gedacht hätte. So ging es jetzt unserm Glaskopf. Er legte den Zeigefinger seiner

rechten Hand an die Nase, sah sich in seiner Höhle um — wup da hatte er einen Einfall, der unter Brüdern hundert Thaler werth war. Er sprang sogleich auf, um ihn auszuführen. Hört wie er es anfing.

Er nahm eine Muschelschaale, legte Pengwinen=Fett hinein, und setzte sie auf seinen Rost über die Kohlen, wo das Fett augenblicklich schmolz, und zu Oel wurde. Dann lief er zu den Lumpen, die von dem Hemde noch übrig waren, das er an dem Todtengerippe gefunden hatte, schnitt ein Stückchen davon ab, drehete ein Tocht daraus, legte es in das geschmolzene Fett, zündete es an — und die Lampe war fertig.

Vor Freuden nahm er seinen Heinrich, sprang mit ihm um die Lampe herum, und trillerte ein Liedchen dazu. Es war wirklich Zeit, daß er diese Erfindung machte, da er schon ein Paarmahl in Gefahr gewesen war, sein Feuer zu verlieren. Die Schleusen verbrannten die Nacht hindurch, und ein Paarmahl war das Feuer, das er außer der Höhle unterhielt, so abgebrannt, daß er des Morgens mit genauer Noth noch ein Paar Fünkchen davon in der Asche finden konnte. Nun war er gegen alle Besorgnisse gesichert: Weil seine Lampe die ganze Nacht durch brannte.

Ob er es gleich in der Rechenkunst nicht gar weit gebracht hatte: so konnte er doch berechnen, daß die Lumpen, aus welchen er die Tochte verfertigte, nicht gar lange dauern würden. Er entschloß sich also den Tag über Schleusen zu brennen, und nur, ehe er zu Bette ginge, das Nachtlämpchen anzuzünden.

Während der Regenmonathe war er um nichts mehr bekümmert, als womit er sich beschäftigen solle: eine Sorge die ihm sonst gar nicht in die Gedanken kam. Jetzt fühlte er es recht innig, wie übel man sich befinde, wann man nichts zu thun hat. Er stellte daher täglich mit seinem Heinrich Sprechübungen an, und hatte das Vergnügen zu sehen, daß dieser immer mehr verstehen lernte, und auch zu Sprechen anfing. Da er mit ihm aber nur von Dingen sprechen konnte, die zugleich konnten vorgezeigt werden, und in der Höhle nicht viel vorzuzeigen war: so dauerten diese Sprechübungen immer nicht gar lange. Er kam also auf den Einfall ihn das Lesen zu lehren. Da ihm aber hierzu das ABCbuch mangelte: so machte er die gefundene Schreibtafel zu einem ABCbuche. Weil sich in derselben nichts befand als das Verzeichniß der Ausgaben, die der vorige Besitzer auf seiner Reise gemacht hatte: so löschte er dieß aus, und schrieb das ABC und das AB Ab hinein.

Weil Glaskopf von den neuen Lesemethoden nichts gehört hatte: so machte freylich der kleine Heinrich sehr langsame Fortschritte. Da die Regenzeit vorüber war: so konnte er zwar das ABC der Reihe nach hersagen; wenn er aber gefragt wurde wo ist der D? wo der X? so wies er noch immer auf unrechte Buchstaben.

Um die übrige Zeit auszufüllen, bediente er sich der gefundenen Werkzeuge, und gab sich Mühe, mit denselben allerley Hausgeräthe zu verfertigen. Damit ging es aber freylich auch etwas langsam. In seiner Jugend hatte er nichts geschnitzt, als Torreln. Das erste also, was er zu Stande brachte, war — eine Torrel. Er lehrete seinen Heinrich den Gebrauch derselben, und, weil er weder Mandeln noch Nüsse bekommen konnte: so spielte er mit ihm um kleine Steinchen, die er zu dieser Absicht gesammelt hatte. Dann brachte er, nach vielen mißlungenen Versuchen, ein Paar hölzerne Gabeln, und in der Folge ein Paar hölzerne Teller zu Stande, die aber freylich etwas plump ausfielen, und die Rundung nicht hatten, welche die, in manchen Deutschen Dörfern gewöhnlichen hölzernen Teller zu haben pflegen. Aber einen Tisch zu verfertigen, das gelang ihm durchaus nicht. Es fehlten ihm die Breter dazu, und diese zu schneiden wollte ihm nicht gelingen. Die Regenzeit

ging also vorbey, ohne daß ein Tisch zu Stande gekommen wäre.

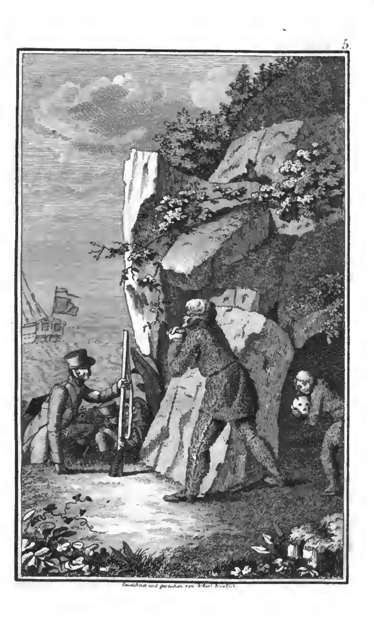
Erst nach einigen Wochen gelang es ihm, mit einer Handsäge Breterchen zu schneiden, und aus denselben etwas zu verfertigen, das wie ein Tisch aussah. Vergnügt stellte er sich an denselben mit seinem Heinrich und verzehrte auf Tellern, mit Messer und Gabel einige gebratene Fische, nebst Wurzeln.

Während der Mahlzeit überlegte Glaskopf, ob es nicht auch möglich sey ein Paar Stühle zu verfertigen. Mit den Sitzen und den Beinen war er in seinen Gedanken schon so ziemlich zu Stande gekommen; nur konnte er nicht mit sich einig werden, wie er die Lehnen verfertigen wollte.

## Glaskopf erhält einen Besuch.

Vielleicht hätte er es durch fortgesetztes Nachdenken auch noch herausgebracht; da trug sich aber unvermuthet etwas zu, das einen so großen Strich durch seine Rechnung machte, daß die Verfertigung der Stühle auf immer unterblieb. Er hörte — Menschenstimmen. Furcht und Freude machten, daß er am ganzen Leibe zitterte. Er schlich sich an den Eingang der Höhle, um zu horchen, was für eine Sprache sie redeten; da hörte er aber, daß

5.



sie so kauderwälsch sprachen, daß er kein Wort davon verstand. Er glaubte nun gewiß es müßten Wilde seyn, und eilte um die Schleusen auszulöschen, damit das Licht derselben seinen Aufenthalt nicht verrathen möchte. Es war aber zu spät. Die Menschen hatten den Schein des Lichts schon gesehen, waren ihm nachgegangen und kaum war die eine Schleuse ausgelöscht: so erblickte Glaskopf auch drey Männer vor sich, die ein lautes Gelächter aufschlugen, als sie die beyden in Vogelfelle gekleideten Höhlenbewohner vor sich sahen.

Was Glaskopfen einigen Muth machte, war, daß diese Leute wie Europäer gekleidet waren: Er machte ihnen also ein Compliment, und bat, daß sie ihn nebst seinen Heinrich auf ihr Schiff nehmen möchten. Sie verstanden aber kein Wort davon, als das Wort Schiff. Sie antworteten wieder etwas, wovon Glaskopf aber nichts verstand, als das Wort Ship. Um wegen dieser Sache ins Klare zu kommen: so nahm der eine Fremde Glaskopfen, der andere Heinrichen an die Hand, und führten sie nach der See zu. Welche Freude! Da lag ein Schiff vor Anker. Sie wurden auf dasselbe gebracht und mußten sich wieder auslachen lassen. Da Glaskopf die Sprache des Schiffsvolks nicht verstand: so trat ein Franzose heraus und fragte ihn, ob er französisch spräche? Dieß verstand er,

und antwortete: non Monsieur. Da kam endlich ein Matrose zum Vorscheine, der ihn fragte: verstehst Du Deutsch? Ach! ja! gab er zur Antwort, ich bin ein Deutscher. Aber wer seyd ihr denn?

M. Americaner.

Gl. Da ist also die kauderwälsche Sprache, die diese Leute da reden, wohl die Americanische?

M. Ach nein! Sie sprechen Englisch.

Gl. Warum denn das, wenn sie Americaner sind?

M. Sie sind ihrer Herkunft nach Engländer, und behalten deßwegen ihre Sprache bey. Ich bin aus Deutschland hierher gekommen, und spreche deßwegen Deutsch. Lange werde ich es aber auch nicht mehr sprechen: denn vom Morgen bis zum Abend muß ich das englische Geschnatter um mich hören, und habe keinen Menschen um mich, mit dem ich ein deutsches Wörtchen sprechen könnte. Es ist mir daher lieb, daß ich einen Landsmann gefunden habe. Nun wollen wir uns auch auf Deutsch recht satt mit einander plaudern.

Jetzt trug der Befehlshaber des Schiffs dem deutschen Matrosen auf, Glaskopfen nach seiner Herkunft und seinen Schicksalen zu fragen.

Glaskopf gab auf alle Fragen redlichen Bescheid

und der Matrose sagte dem Capitän die Antworten im gebrochnen Englisch.

Da der Befehlshaber hörte, daß Glaskopf mit einem holländischen Schiffe gefahren sey, wurde er freundlicher gegen ihn und ließ ihn fragen, ob er mit nach America wolle? Da er dieß bejahte, befahl er, daß die Anker aufgewunden würden und das Schiff absegle. Als aber Glaskopf bat, ihm zu erlauben, daß er erst seine Habseligkeiten abholen dürfe, wurde ihm auch dieß zugestanden, und ihm der Deutsche nebst noch einen Matrosen mitgegeben. Der kleine Wurzel sprang auch mit.

Bey der Ankunft in der Höhle wechselte er zuerst die Kleider, und legte seine europäische Kleidung an, in deren Taschen sich die Verlassenschaft von Wurzels Vater befand. Seinen Begleitern ließ er nichts davon sehen, und that sehr wohl daran. Diese packten nun alles zusammen, die Kuhhaut, das Vogelkleid nebst den zerschlagenen Coffer mit Instrumenten, das Psalmbuch und die Schreibtafel. Heinrich Wurzel nahm aber seines Vaters Schedel und trug ihn mit fort.

## Glaskopf verläßt seine Einsiedeley.

Bey seiner Ankunft auf dem Schiffe empfing ihn der Befehlshaber sehr liebreich. Zuerst gab

er ihm eine Kiste, in die er seine Instrumente pakken und die er verschließen konnte. Man muß es den Matrosen nachrühmen, daß sie bey dem Auspacken aus dem Coffer sehr behülflich waren; aber bey dem Einpacken in die Kiste ging es wohl nicht gar redlich zu, indem kaum die Hälfte von den Instrumenten in die Kiste kam. Glaskopf merkte etwas; getraute sich aber nicht etwas darüber zu sagen. Hierauf wurde ihm eine vollkommne Matrosenkleidung gereicht, die er mit Dank annahm. Seine Schuhe und Strümpfe, die in dem erbärmlichsten Zustande waren, warf er sogleich weg, die übrigen Kleidungsstücke schloß er aber wohlbedächtig in die Kiste, um, wie er sagte, ein Andenken an die vorige Zeit zu haben; zugleich aber, um die Wahrheit zu gestehen, damit er das, was darinnen steckte, vor den Raubvögeln, die ihn umgaben, desto sicherer verbergen könnte. Dabey ließ es der Befehlshaber des Schiffs nicht bewenden: sondern es mußte auch den beyden neuen Passagieren eine Hühnersuppe, ein Stück geräucherte Rindszunge und ein Nösel rother Französischer Wein gereicht werden. Da solche Sachen lange nicht über Glaskopfs Zunge gekommen waren: so behagten sie ihm ausnehmend, und er drückte und küßte dafür seinem Wohlthäter dankbar die Hand.

Dieser fragte ihn, ob er als Matrose dienen wolle? Er verstand sich gern dazu, und sein deutscher Kamerad machte sich eine Freude daraus, ihm die zum Matrosendienste nöthigen Handgriffe zu zeigen

Jetzt wurden die Anker in die Höhe gezogen, wobey Glaskopf treulich mit half; dann stieß das Schiff in die See. Glaskopf trat auf das Verdeck, faltete seine Hände, und dankte dem lieben Gott gar herzlich dafür, daß er sein Gebet erhört, und ihn wieder unter Menschen gebracht habe; wiederholte auch das Versprechen, das er schon vielmahl gethan hatte, daß er nämlich sein Lebelang ein guter, fleißiger Mensch seyn wolle.

Des Abends wurde von dem Schiffs-Prediger eine Betstunde gehalten, an welcher Glaskopf herzlichen Antheil nahm, ob er gleich von dem Gebethe weiter nichts verstand, als höchstens die Worte: God father. Er erhob sich indessen in seinen Gedanken auch zu Gott, seinem Vater.

Den folgenden Tag gab er einen sichern Beweis davon, daß er sich gebessert habe. Ihm fiel nämlich ein, was er mit dem Gelde, der Uhr und den silbernen Schnallen thun solle, die er bey dem Gerippe von Wurzels Vater gefunden hatte; und, ohne sich lange zu bedenken, faßte er den Entschluß, daß er nicht das geringste davon angreifen, sondern

Alles für seinen Heinrich aufbewahren wolle. Er hat es auch gehalten, wie wir in der Folge hören werden. Da er gewiß wußte, daß niemahls nach diesen Sachen Nachfrage geschehen würde: indem niemand etwas davon wußte, daß er sie zu sich genommen habe, als der, der ins Verborgne sieht: so bewies er durch seinen Entschluß, daß er jetzt wahre Ehrfurcht gegen Gott und sein Gebot habe.

## Glaskopf macht mit seinem Landsmann nähere Bekanntschaft.

Indem trat sein Landsmann zu ihm, bot ihm einen guten Morgen, und fragte, ob er nicht Deutsch mit ihm sprechen wolle?

Gl. Gern. Hast Du nicht gehört ob Deutsche Soldaten nach America gekommen sind?

L. Die Hülle und die Fülle. Sie werden aber von den Americanern nicht gern gesehen, sie lauern ihnen daher in allen Winkeln auf, und wenn sie kleine Trupps habhaft werden können, so machen sie sie nieder, oder nehmen sie gefangen. Ich bin auch mit den deutschen Truppen herüber gekommen.

Gl. So! Mit welchen denn?

L. Mit den Bayreuthern.

Gl. Da bist Du wohl desertirt?

L. Fi! Wer wird denn das thun? Ich ging einmahl mit fünf Kameraden nach einem Bache, um Wasser zu hohlen. Indem wir uns bückten, fielen eine Menge Schüsse aus einem Busche, wovon sogleich zwey meiner Kameraden ins Gras gestreckt und einer in den Arm verwundet wurde. Wir übrigen füllten unsre Krüge mit Wasser und wollten zurücklaufen. Aber umsonst. Sechs Americaner stellten sich uns in den Weg, hielten die Gewehre auf uns, und fragten: „Pardon?“ da war nun nicht lange Zeit zum Besinnen — wir streckten das Gewehr und sagten: „Pardon!“ Sogleich setzten sie ihre Hähne in Ruhe, durchsuchten die Taschen der Erschoßnen, nahmen, was sie bey ihnen fanden, und die Lebendigen führten sie mit sich in ihr Lager.

Da muß ich ihnen nun zum Ruhme nachsagen, daß wir gut von ihnen behandelt wurden. Den Blessirten brachten sie sogleich in das Lazareth, und die Gesunden fragten sie, ob sie Dienste bey den Americanern nehmen wollten? Da wir uns dazu nicht bereden ließen, so wurden wir an etliche Familien vertheilt, wo wir als Taglöhner ihre Aekker und Gärten bearbeiten mußten, wofür sie uns die Kost gaben. Meine Kameraden, die von Haus

aus Bauern waren, standen sich dabey sehr gut; aber ich, der ich zu solchen Arbeiten nicht gewöhnt war, konnte es dabey nicht aushalten. Als ich also gefragt wurde, ob ich nicht, als Matrose, auf einem Americanischen Schiffe Dienste nehmen wolle, schlug ich ein und bin jetzt also, wie Du siehst, Matrose. So etwas ist mir in der Wiege nicht vorgesungen worden.

Gl. Du bist also wohl reicher Leute Kind?

M. Das wohl nicht; aber ich bin doch zu ganz andern Geschäften bestimmt gewesen, als zum Matrosendienste. Mein Vater war Prediger in einer angesehenen Stadt, und ließ mich die Kaufmannschaft erlernen. Man war mit mir sehr zufrieden, und da ich die Lehrjahre überstanden hatte, kam ich als Handlungsdiener in ein angesehenes Haus in Augsburg, für welches ich reisen mußte.

Gl. Nu? Da wurdest Du wohl auf der Reise weggenommen und unter die Soldaten gesteckt?

M. Ach Gott! wenn dieß wäre, so könnte ich mich noch beruhigen; aber so — sich selbst ins Unglück gestürzt zu haben, das ist schrecklich. Ich schäme mich daß ich es sagen soll.

Gl. Vor mir darfst Du Dich nicht schämen. Es ist auch mir vor der Wiege nicht vorgesungen worden, daß ich Matrose werden sollte. Ich bin

auch durch meine Schuld hier, und was Du mir sagst, das bleibt unter uns.

M. Die Hand drauf! Höre also, und bedaure mich. Mein Vater und meine Mutter, waren sehr rechtschaffne Aeltern (hier fing er an bitterlich zu weinen) — ach jetzt werden sie wohl vor Gram über die Schande, die ich ihnen anthat, im Grabe liegen. Sie ließen mir nicht nur guten Unterricht geben, sondern pflanzten auch Gottesfurcht in mein Herz.

Gl. Die ist das Beste, was Aeltern ihren Kindern mitgeben können.

M. Da ich von meinem Vater Abschied nahm, drückte er mich fest an seine Brust und sagte: Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot. So lange ich Lehrling war, führte ich auch einen christlichen Lebenswandel, und konnte von allem meinem Thun Gott und der Welt Rechenschaft geben. Da ich aber als Handlungsdiener angestellt wurde, ging es mit mir rückwärts. Ich gerieth in böse Gesellschaft, die von Gott und Religion sehr leichtfertig sprach. Sie verleitete mich, ein Haus zu besuchen, wo stark gespielt wurde. Ich spielte mit, gewann und verlor bisweilen. Der Verlust war immer

stärker, als der Gewinn. Meinen Gehalt, der ansehnlich war, fraß der Spieltisch. Meines Vaters Uhr, die er mir schickte, als ich nach Augsburg zog, setzte ich, gegen 5 Ducaten, auf ein Kartenblatt und verlor sie.

Gl. Du armer Landsmann!

M. Ja wohl arm! Das ist aber noch nicht alles. Nun mußte ich reisen, und Geld für das Handlungshaus, in welchem ich als Diener stand, eintreiben. Ich brachte über 6000 Gulden, theils baar, theils in Wechseln zusammen. Mit diesem Schatze kam ich in Nürnberg an, und packte die Wechsel zusammen, um sie den andern Tag auf die Post zu geben. Aber ach! Da fand ich etliche junge Leute, die wohl mochten gemerkt haben, daß mein Felleisen gut gespickt wäre, und sich mit einander vereinigt hatten, es mir abzunehmen. Hätten sie mich als Räuber angefallen; so würde ich mich meiner Haut gewährt haben, denn ich hatte ein Paar scharf geladene Pistolen, und einen gut geschliffenen Hirschfänger bey mir. Sie fingen die Sache aber listiger an: sie luden mich ein, mit ihnen zu speisen, und ich nahm die Einladungen an. Bey Tische tranken sie mir stark zu und am Schlusse der Mahlzeit ließen sie noch ein Paar Bouteillen Champagner bringen, die wir auch aus-

leerten. Dadurch bekam ich wenigstens einen halben Rausch. Jetzt fingen sie an zu spielen.

Gl. Nun merke ich, wo die Sache hinaus will.

M. Du kannst es leicht merken. Sobald ich die Karte erblickte, konnte ich nicht länger halten, ich zog meinen Beutel heraus und spielte mit. In der ersten halben Stunde spielte ich mit abwechselndem Glück. Bald aber war das Verlieren bey mir an der Tagesordnung. Mein Beutel ward bald leer. Die Begierde das Verlorne wieder zu gewinnen, verleitete mich, mein Felleisen anzugreifen. Eine Rolle Geld nach der andern wurde mir abgenommen — mein Felleisen wurde ausgeleert. Jetzt stand ich wie ein Verzweifelnder da. Ich begriff, daß ich meinem Herrn nicht wieder unter die Augen kommen dürfe, da ich sein Geld verspielt hatte — ich wagte also das Aeußerste. In der Hoffnung mein Geld wieder zu gewinnen, holte ich auch meines Herrn Wechsel bey, setzte sie aufs Spiel und — verlor sie. Ich setzte mein Pferd auf eine Karte und verlor es; — meine geladenen Pistolen, meinen Hirschfänger alles verlor ich. Stelle Dir, lieber Landsmann, vor, wie mir jetzt zu Muthe war. Ich ging wie ein Wahnsinniger auf mein Zimmer und warf mich auf das Bette, um zu schlafen. Da war aber an keinen Schlaf zu den-

ken. Ich sprang auf, um mich zu erschießen, aber meine Pistolen waren fort; ich wollte mich erstechen — hatte aber keinen Hirschfänger mehr; zum Abschneiden der Kehle fehlte mir das Messer, zum Erhängen der Strick, zum Ersäufen das Wasser, und zum Vergiften Arsenicum. Barmherziger Gott! ich danke Dir, daß Du mich vor dem Gedanken bewahret hast, mich zum Fenster hinabzu stürzen. Denn hätte ich diesen Einfall gehabt, ich hätte es gewiß gethan. Indeß nahm ich mir fest vor, mit Tagesanbruch in das tiefste Wasser zu gehen.

Kaum grauete der Himmel: so schlich ich mich fort, um meinen Vorsatz auszuführen. Denn wie konnte ich anders? Ich hatte ja nicht einmal soviel Geld, als nöthig war meine Zeche zu bezahlen. Aber der liebe Gott, den ich verlassen hatte, verließ mich nicht. Eben als ich zur Hausthür hinausgehen wollte, zog auch ein Werber, mit ein Dutzend Rekruten aus. „Wo geht die Reise hin?" fragte ich. „Nach America;" war die Antwort, „will Er mit?" „Wie stark ist das Handgeld?" erwiederte ich. „Vier Ducaten," sagte der Werber. Ich schlug ein, nahm das Handgeld an, bezahlte meine Zeche, und zog mit dem Werber fort. Sieh, so bin ich nach America gekommen.

Ich habe auf meiner Reise vieles Ungemach ausgestanden, auch mein Motrosendienst ist mit vieler Beschwerde verknüpft; dieses alles, und noch weit mehr wollte ich aushalten, wenn ich nur ein ruhiges Gewissen hätte.

Das böse Gewissen verfolgt mich auf mein Lager und schreckt mich mit ängstlichen Träumen. Oft wann ich am besten ruhe: so erscheinen mir meine Aeltern — todtenblaß — und ringen die Hände; oder mein Herr steht vor mir, und macht mir Vorwürfe. Da fahre ich denn zusammen, richte mich in die Höhe — weg ist der Schlaf!

„Ach Landsmann! Landsmann! (hier faßte er Glaskopfs Hand und schüttelte sie herzlich) Landsmann! was du thust — hüte dich vor dem Spiele. In einem unglücklichen Abende kann man dadurch zum Bettler und zum Schelme werden!"

Gl. Gib dich zufrieden, lieber Landsmann! sieh ich habe sonst auch ein wüstes Leben geführt und meines Vaters Vermögen fast ganz verspielt, oder auf andere Art verthan; aber ich habe mich gebessert, und da hat mir der liebe Gott vergeben.

M. Gebessert habe ich mich auch und werde gewiß nie wieder eine Karte anrühren. Daß mir Gott vergeben habe, glaube ich auch. Aber — Landsmann! Landsmann! so lange ich das Böse, was ich stiftete nicht wieder gut machen kann; so

lange habe ich keine Ruhe, und wie will ich dieß möglich machen?

Gl. Bey dem Regimente, unter dem ich stand, hatten wir einen Feldprediger, der pflegte immer zu sagen: durch Nachdenken könne der Mensch fast alles möglich machen. Ich verstand ihn nicht, war auch mein Tage nicht zum Nachdenken gewöhnt worden. Da mich aber der liebe Gott aus der menschlichen Gesellschaft heraus wies, und mich meine Sünden in einer Einnöde abbüßen ließ, da brachte mich die Noth zum Nachdenken, und ich habe dadurch gar vieles möglich gemacht, was mir sonst unmöglich schien. Versuch es doch und denke auch nach!

M. Glaubst du denn nicht, daß ich dieß gethan habe? indeß sollst du es mir nicht umsonst gesagt haben. Ich sehe wohl, daß es kein anderes Mittel gibt, mir zu helfen, als das Nachdenken. Ich will also damit fortfahren — Gott wird es segnen — er kennt mein Herz — er weiß daß ich kein böser — daß ich nur ein verirrter und betrogener Mensch bin."

## Von der Sprachverwirrung.

Jetzt mußten die Landsleute sich trennen: weil sie zur Arbeit abgerufen wurden. So oft sie

aber in der Folge abkommen konnten, setzten sie sich wieder zusammen plauderten deutsch, und versprachen einander, daß sie immer gute Menschen seyn wollten.

Glaskopf hatte über den gefundenen Landsmann eine so herzliche Freude, daß er sich um seinen Heinrich wenig oder gar nicht bekümmerte. Dieser befand sich immer unter den Americanern, und der Befehlshaber des Schiffes ließ ihn fast nicht von sich, und hatte beständig seinen Spaß mit ihm. Da nun die Americaner bloß Englisch sprachen, und sie weit gesprächiger waren, als Glaskopf: so vergaß Heinrich sein bischen Deutsch fast ganz und fing an Englisch zu schnattern. Als ihn daher Glaskopf einmal auf dem Verdecke fand, und ihn fragte: „wie geht es Heinrich?“ so antwortete dieser „very well.“ Dieß war Glaskopfen nun gar nicht recht. Er suchte ihn daher mehr um sich zu haben, und ihn in der deutschen Sprache zu üben. Es half aber wenig. Sobald Glaskopf den Rücken wendete, war sein Heinrich wieder unter den Americanern; und er lernte auf diese Weise eine Sprache, die nicht Deutsch und nicht Englisch, sondern ein Gemisch van beyden war. An Heinrich Wurzels Beyspiel läßt es sich recht deutlich sehen, wie es möglich war, daß so vielerley Sprachen entstanden. Wenn nämlich Leute aus

einem fremden Lande sich in einem andern nieder⸗ ließen: so mußten sie die Landessprache verstehen und sprechen lernen, und die Landeseinwohner wur⸗ den wieder genöthigt sich mit der Sprache der Frem⸗ den einigermaßen bekannt zu machen. Ein Theil nahm von dem andern in seine Sprache etwas auf. Nun heyratheten sie unter einander und bekamen Kinder, mit denen die Mutter in ihrer und der Vater in seiner Sprache redete. Beyde Sprachen vermischten denn die Kinder unter einander und bildeten so eine ganz neue Sprache. Daher findet man weder in England noch in Spanien, weder in Portugal noch in Frankreich, noch in Italien die alte reine Landessprache mehr, sondern eine ganz neue, die aus der Mischung mit den Sprachen der Völ⸗ ker entstand, die diese Länder eroberten. Soviel von Heinrich Wurzel.

## Die beyden Freunde fanden ein Unter⸗ kommen.

Um auf den deutschen Matrosen wieder zurück zu kommen, der eigentlich Franz Hollunder hieß: so hatte sich dieser hinter die Ohren geschrieben, was ihm Glaskopf vom Nachdenken gesagt hatte, und ein Langes und ein Breites darüber nachge⸗ dacht, wie er seine Ehre retten, seine Aeltern be⸗

ruhigen und dem Kaufmanne den Schaden ersetzen wolle, den er ihm zugefügt hatte.

Als er daher eines Tages Glaskopfen einen guten Morgen bot, fiel er ihn zugleich um den Hals und drückte ihm für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte, daß er sich durch Nachdenken zu helfen suchen möge, die Hand. „Ich habe," sagte er, „lieber Landsmann! deinen Rath befolgt und nachgedacht, und glaube ein Mittel gefunden zu haben, durch welches ich meine Ehre retten, mein Gewissen und meine Aeltern beruhigen, und dem Kaufmanne in Augsburg den Schaden ersetzen kann, den ich ihm zugefügt habe."

„Darf ich dies Mittel nicht wissen?" fragte Glaskopf; „das versteht sich," antwortete Hollunder. „So lange wir jedoch auf dem Schiffe sind, ist davon weiter kein Gebrauch zu machen. Sobald wir uns aber wieder auf festem Lande befinden, will ich meine Operationen anfangen, und da sollst Du alles erfahren."

Nach drey Wochen wurde beyder Wunsch erfüllt; sie erreichten das feste Land von America und landeten in der Provinz Neuyork. Die Mannschaft wurde ausgeschifft, und jeder Matrose konnte nun gehen, wohin er wollte. Glaskopf drückte dem Befehlshaber des Schiffs herzlich die Hand, und dankte ihm für alle die Güte, die er ihm erzeigt

hatte. Dann sagte er zu seinem Heinrich: „danke dem guten Herrn für das Gute, das er dir gethan hat! da gab er ihm die Hand und sagte: „Ich danke you, lieber sir!“ der Befehlshaber, sowohl als Glaskopf, mußte über diese Sprachverwirrung lachen.

Nun nahmen Glaskopf und Hollunder ihre Habseligkeiten, und Wurzel nahm seinen Todtenkopf, begaben sich damit an das Land, und konnten nun gehen, wohin sie wollten

Wohin sie aber gehen sollten? das wußten sie nicht. Glaskopf, der in seiner Einöde mit Gott war bekannt geworden, seufzte im Stillen zu ihm: „lieber Vater! du hast mich nicht verlassen, da ich aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen war — verlaß mich auch nun nicht, da du mein Gebet erhöret und mich wieder unter Menschen gebracht hast! Ich habe niemanden, auf den ich mich verlassen kann, als dich.“ Wirklich verließ ihn Gott nicht. Da er ungefähr eine Viertelstunde da gestanden hatte, trat aus der Menge, die sich versammelt hatte um die Schiffsmannschaft zu sehen, und die sich besonders um Heinrich Wurzeln drängte, und seine Kleidung von Vogelfellen bewunderte, ein Mann hervor und fragte: „befindet sich hier kein Deutscher?

„Hier! hier!" antworteten Glaskopf und Hollunder. „Ist einer von euch," fragte der Mann weiter, „ein Gerber?"

„Ich bin ein Gerber," antwortete Glaskopf.

„Willst du," fragte der Mann weiter, „bey mir Arbeit nehmen? ich bin auch ein Gerber; und wenn du ein ehrlicher fleißiger Bursche bist, werde ich dich gut bezahlen."

„Herzlich gern," sagte Glaskopf, „Sie sollen gewiß finden, daß ich ehrlich und fleißig bin: aber" —

M. Nun?

Gl. Aber wenn ich bey Ihnen arbeiten soll: so müssen Sie diesen kleinen Kostgänger mitnehmen, indem er auf Heinrich Wurzeln wies.

M. Was soll ich denn mit diesem thun? und was für einen Schedel hat denn der närrische Junge unter dem Arme?

Gl. Es ist seines Vaters Schedel, der mit ihm auf eine wüste Insel verschlagen wurde, und da starb. Der verlaßne Sohn blieb bey dem Leichname seines Vaters, und da der Schedel abgefault war, nahm er ihn unter den Arm und ließ ihn nicht wieder von sich. So habe ich diesen armen Jungen gefunden, und kann nicht wieder von ihm lassen. Ich bin jetzt sein Vater, und wo der Vater bleibt, bleibt auch der Sohn.

M. Aber zum Kuckuck! was soll ich denn mit dem Jungen anfangen? ich soll ihn füttern, wer bezahlt denn für ihn das Kostgeld?

Gl. Wieviel Kostgeld verlangen Sie denn für ihn?

M. Wenigstens sechs Ducaten jährlich.

Gl. Die werde ich Ihnen zahlen.

M. So kommt denn mit mir!

Was wurde es denn aber aus Herrn Hollundern? —

„Lieber Herr Gerber!" sagte dieser, „können Sie mich denn nicht auch brauchen?

G. Was hast du denn gelernt?

H. Die Kaufmannschaft. Ich könnte Ihr Leder vertreiben, und ich glaube, Sie würden dabey etwas Ansehnliches gewinnen.

G. Hum! Das Ding läßt sich hören. Bist Du denn aber auch ein ehrlicher Bursch? Denn in meinem Hause muß alles ehrlich zugehen.

H. Das ist eine besondere Frage. Wenn ich ein Schelm wäre, so würde ich ja doch sagen, ich wäre ehrlich. Stellen Sie mich auf die Probe!

G. Das werde ich thun. Jetzt kommt mit mir, lieben Landsleute! in mein Haus.

Sie gingen mit ihm, und der Gerber freuete sich so sehr Landsleute gefunden zu haben, daß seine Frau sogleich eine Mahlzeit anrichten mußte, zu welcher er noch einen andern Deutschen einladen ließ, der in seiner Nachbarschaft wohnte.

## Ein unverhofftes Wiedersehen.

Als die Mahlzeit angerichtet war, konnten sie sich noch nicht sogleich setzen, weil der Deutsche, den der Gerber eingeladen hatte, noch nicht da war. „Wie heißt denn dieser Deutsche? fragte Glaskopf.

G. Der Henker mag den Nahmen merken. Ich habe ihn wohl funfzigmahl ausgesprochen, aber immer vergesse ich ihn wieder. Glaskopf, Hollunder, Wurzel, das sind doch christliche Nahmen, die man merken kann; aber — der Nahme — der will mir nicht in den Kopf.

Jetzt trat der Deutsche selbst herein.

„Um Vergebung, Herr Landsmann!" sagte der Gerber, „ich habe ihren Namen schon wieder vergessen. Wie heißen Sie eigentlich?"

Alcor, war die Antwort.

„Alcor?" rief Glaskopf aus „Willkommen, Herr Feldprediger Alcor! in America! Kennen Sie mich noch?"

„A. Ihn? Gesehen habe ich Ihn wohl, aber — ist Er nicht Heinrich Glaskopf?“

Gl. Heinrich Glaskopf, mit dem Sie es immer so gut meynten, dem Sie immer so viele gute Lehren gaben, und der Ihnen so vielen Verdruß machte.

A. Wahr ist es freylich.

Gl. Aber — glauben Sie mir, Herr Feldprediger! ich bin der alte Glaskopf nicht mehr. Was Sie nicht möglich machen konnten, das hat der liebe Gott möglich zu machen gewußt. Dieser hat mich recht herum genommen. Ich habe ihn kennen lernen, und ihm versprochen, daß ich mein Lebelang ein guter Mensch seyn will.

A. Halte er nur sein Wort!

Gl. Diesmahl halte ich es gewiß.

Unser Essen wird kalt, lieben Landsleute, sagte der Gerber, setzt Euch und nehmt vorlieb, mit dem, was der liebe Gott bescheert hat; und Du, liebe Frau! bring vier Flaschen von dem Johannisberger, den mir mein Bruder geschickt hat. Wir wollen heute auf das Wohl des deutschen Vaterlands trinken. Denn Deutschland, bleibt doch Deutschland.

Die Mahlzeit wurde verzehrt, und mit dem Johannisberger wurden viele Gesundheiten auf

deutsche Freyheit, deutschen Biedersinn u. d. gl. ausgebracht. Aller Herzen wurden guter Dinge.

Herr Alcor ließ während der Mahlzeit seinen ehemaligen Zögling, Glaskopf, nicht aus den Augen, und beobachtete genau, wie er sich bey dem Trinken benahm. Vier Gläßchen leerte er ohne Weigerung aus, bey dem fünften ließ er sich nöthigen, bey dem sechsten aber sagte er: „nun keinen Tropfen mehr! man darf des Guten nicht zu viel thun."

Der Herr Feldprediger war damit wohl zufrieden, und noch zufriedner wurde er, als Glaskopf ihm seine Geschichte erzählte, und er dadurch überzeugt wurde, daß er nun wirklich gebessert sey. Er gab ihm noch allerley gute Lehren, und fing dann auch an zu erzählen, wie es ihm gegangen sey. Nachdem er auf der See mancherley ausgestanden hatte, kam er endlich mit dem größten Theile seines Regiments (denn einige davon waren an der Seekrankheit gestorben, und ein Schiff war mit 150 Mann untergegangen) glücklich in America an. Hier konnte er nur zweymahl mit seinen Leuten Gottesdienst halten; bald nach dem andern Mahle wurden sie befehligt, eine Anhöhe zu besetzen. Da aber die Americaner Wind davon bekommen hatten: so paßten sie ihnen auf, umzingelten sie, und nahmen sie, nach einer kurzen

Gegenwehr gefangen. Herr Alcor wurde also auch ein Kriegsgefangener. „Das war," sagte er, „für mich freylich ein hartes Schicksal; allein da ich schon lange gewohnt war, alle meine Schicksale als gütige Fügungen meines himmlischen Vaters zu betrachten: so fand ich mich bald darein; und nun muß ich mit gerührtem Herzen Gott danken, daß er mich so gut geführt hat. Die Americaner haben mich wie ihren Freund behandelt. Sie ertheilthen mir die Freyheit ihr Land zu durchreisen, und wie vieles habe ich da gelernt, das ich nie würde gelernt haben, wenn mich Gott nicht in die Gefangenschaft hätte gerathen lassen! Wie manche nützliche Pflanzen bemerkte ich, von den ich Samen mit in mein Vaterland nehmen, und sie dort anbauen werde. Wie viele Pflanzen lernte ich kennen, die in Deutschland nicht wachsen, und die ich getrocknet habe, und zum Andenken an America mit nach Deutschland nehmen werde. In den Hütten der Naturmenschen, die ich besuchte, lernte ich manche Kunstgriffe, wie man die Erzeugnisse der Natur benutzen, und durch einfache Mittel sich mehr Bequemlichkeit schaffen könne; und manchen Freund habe ich mir gemacht, mit dem ich einen nützlichen Briefwechsel werde unterhalten können. Da nun jetzt der Friede mit America geschlossen ist, und ich wieder in mein Vaterland zurück-

kehren darf, kann ich mit gerührtem Herzen sagen: der Herr hat alles wohl gemacht!

„Um Vergebung," fragte Hollunder, „werden Sie bald in das Vaterland abreisen?"

A. Uebermorgen gedenke ich von hier abzugehen, werde zu Lande nach Boston reisen, und mich dort mit meinen Leuten einschiffen.

H. Wollten Sie wohl die Güte haben, und ein Paar Briefe von mir mit in mein Deutsches Vaterland nehmen?

A. Mit Vergnügen.

Gl. Auch von mir?

A. Herzlich gern.

Jetzt nahm er von der Gesellschaft Abschied, gab Glaskopfen noch einige gute Ermahnungen und dankte dem Gerber herzlich für die vielen Gefälligkeiten, die er ihm, während seiner Gefangenschaft, erwiesen hatte.

Für die übrigen Landsleute ließ der gefällige Wirth eine Streue machen, auf welche sich die beyden Erwachsenen legten; Heinrich mußte aber darauf gelegt werden, weil er schon seit ein Paar Stunden eingeschlafen war, und so fest schlief, daß er nicht einmahl daran dachte seines Vaters Schedel mitzunehmen.

Kaum erwachte er den andern Tag: so sah er sich nach dem Schedel um, und, da er ihn nicht fand, rief er wehmüthig: Vater! Vater!

Glaskopf sprang sogleich auf, brachte ihm den geliebten Schedel, und nun war er vollkommen beruhigt.

## Es werden Handelsspeculationen gemacht und Briefe geschrieben.

Bald darauf trat der Gerber in die Stube, both seinen Landsleuten einen guten Morgen, und sagte dann: „nun Landsleute! wollen wir ein Paar Stunden mit einander arbeiten? da schmeckt hernach das Frühstück desto besser.

Glaskopf war sogleich dazu bereit; Hollunder aber entschuldigte sich, und sagte: „Sie wissen, lieber Meister, daß ich Ihre Profession nicht gelernt habe, und Ihnen also auch bey Ihrer Arbeit nicht beystehen kann. Ich kann Ihnen nur als Kaufmann dienen, und dies geht nicht sogleich Ich muß erst die Landesart kennen lernen und mir Bekanntschaften machen."

„Gut! Gut!" versetzte der Gerber. „Mach Er aber nur nicht zu lange; bey mir muß alles frisch gehen."

Glaskopf griff die Arbeit frisch an, so daß ihn sein Meister ein paarmahl auf die Schulter klopfte und sagte: „so ist es brav, so habe ich es gerne.“

Hollunder schlich sich indessen in dem Waarenlager des Gerbers herum, ließ sich die Preise von seinem Leder sagen, trug sie in seine Schreibtafel ein, und, da er einen großen Vorrath von Ochsenhäuten erblickte, fragte er woher er diese bekäme?

Von unsern Landleuten, antwortete der Gerber. Die Ochsen leben in unsern Wäldern wild, unsere Leute machen auf sie Jagd, und wenn sie welche erlegen: so ziehen sie ihnen die Häute ab und bringen sie mir. Sie bringen mir so viele, daß es mir nicht möglich ist, sie alle zu verarbeiten.

Hollunder erkundigte sich nach dem Einkaufspreise, und, da er fand, daß dieser sehr gering war, legte er den Zeigefinger der rechten Hand an die Nase, dachte nach, und ersann bald ein Plänchen, wie er aus diesen Ochsenhäuten großen Vortheil ziehen wolle.

Nun bat er sich vom Gerber Schreibematerialien aus, um nach Europa einige Briefe schreiben zu können.

Dieser runzelte die Stirn; da ihm aber Hollunder versicherte, daß er seiner Waare keinen Absatz verschaffen könnte, wenn er nicht durch Briefe

sich Verbindungen zu verschaffen suche: so verlor sich die Runzel und er brachte ihm nicht nur Feder und Dinte, sondern auch Papier und Siegellack.

Hollunder setzte sich und schrieb, zuerst an seine Eltern, dann an seinen ehemaligen Freund, Lerche, der in Amsterdam eine Handlung angefangen hatte, und endlich an seinen ehemahligen Kaufherrn in Augsburg.

Der Brief an seine Eltern lautete folgendermaßen.

Meine herzlichgeliebten Eltern!

Der Gram, Euch Schande gemacht zu haben, hat mich beynahe getödtet. Ich habe ihn aber überwunden und lebe noch. Wäre ich ein Betrüger, ein Bösewicht: so würdet Ihr vielleicht wünschen, ich möchte nicht mehr leben. Ich kann Euch aber versichern, daß ich es nicht bin. Ich denke, guter Vater! noch immer an die Lehre, die Du mir gabst, als ich mich von Dir trennte. Ich habe noch Gott vor Augen und im Herzen und hüte mich, daß ich in keine Sünde willige, noch thue wider Gottes Gebot. Der schlechte Streich, den ich meinem Herrn spielte, war die Folge eines unglücklichen Abends, an welchem ich mich durch Betrüger zum Spiele verleiten ließ. Ich werde Euer Angesicht nicht wieder sehen, bis ich meinem Herrn

den ihm zugefügten Verlust bis zum letzten Pfennig ersetzt habe. Dazu mache ich schon jetzt ernstliche Anstalten. Bittet Gott, daß er mir zu meinem Vorhaben seinen Segen geben möge. Ich bin, bis in den Tod

Euer

dankbarer Sohn

Fr. Hollunder.

In dem Briefe an seinen Freund Lerche that er diesem den Vorschlag, daß er ihm Americanische Ochsenhäute zuschicken wolle, wogegen er von ihm Leinewand erwarte.

Den Kaufmann in Augsburg versicherte er auch, daß er kein schlechter Mensch sey; daß er durch Spiel, zu welchem ihn betrügerische Leute verleitet hätten, das ihm anvertrauete Geld verloren habe, und nicht eher ruhen würde, bis er ihm den verursachten Verlust, bis auf den letzten Heller ersetzt habe.

Nachdem er diese Briefe geendigt hatte, zog er Glaskopfen auf die Seite, las ihm den ersten und letzten vor und sagte: sieh, lieber Freund! so habe ich durch Nachdenken doch ein Mittel gefunden, meine Eltern und den Kaufmann zu beruhigen, uud meinen ehrlichen Nahmen zu retten. Nun bin ich schon ruhiger, und denke nur auf Mit-

tel, den Kaufmann zu bezahlen. Wenn ich nur etwas Geld in Händen hätte: so wüßte ich wohl was ich thun wollte.

Gl. Was denn?

H. Ich wollte Ochsenhäute einkaufen, sie nach Holland schicken, Leinewand dafür eintauschen, und diese hier zu Lande verkaufen. Bey diesem Handel getraue ich mir etwas Beträchtliches zu gewinnen, das ich zur Bezahlung des Kaufmanns anwenden könnt.

Er sprach noch weiter, aber Glaskopf hörte nicht mehr auf ihn, sondern hatte seine Gedanken ganz wo anders. Am Ende fragte ihn Hollunder: „und Freund! was sagst du denn dazu?

Glaskopf steckte die rechte Hand in die Hosentasche, zog sie dann wieder heraus und antwortete: „was ich dazu sagen soll? das freylich mit leerer Hand nichts anzufangen sey; aber nun, da sie (indem er ihm einen Beutel voll Ducaten in die Hand drückte) gefüllt ist, wirst du nun etwas anfangen können?“

Hollunder fuhr zusammen, da er den schweren Beutel in seiner Hand fühlte, öffnete ihn, und da er sah, daß er mit Ducaten gefüllt war, fragte er erstaunt: „Landsmann! wie kommst du zu dem Gelde?“

Gl. Es gehöret nicht mir, sondern Heinrich Wurzeln, weil ich aber sehe, daß du ein ehrlicher Bursche bist, und mit diesem Gelde dein Glück machen kannst: so will ich es dir vorstrecken. Gib mir nur eine Handschrift darüber, und zahle mir davon 4 p. c. Interesse, daß ich davon das Kostgeld für den kleinen Heinrich bezahlen kann.

Hollunder fiel ihm um den Hals. Landsmann! sagte er, du rettest meine Ehre und mein Leben. Mit Freuden will ich dir eine Handschrift über das Geld geben, will 4 procent dafür zahlen, und dir zeigen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin.

Das Geld wurde nun durchgezählt und Glaskopf nahm 4 Ducaten davon zu sich, Heinrichen davon kleiden, und für ihn auf ein Vierteljahr Kostgeld bezahlen zu können. Hollunder fertigte seine Handschrift aus, übergab sie Glaskopfen und fragte ihn: „wann schreibst du denn?"

„Diesen Abend," war die Antwort.

Nach Tische setzte er sich auch wirklich an den Tisch, legte einen halben Bogen Papier vor sich, nahm die Feder in die Hand, tunkte sie in das Dintenfaß, kauete daran, legte sie wieder hin, und — schrieb nichts.

Was soll ich, dachte er bey sich selbst, meinem Vater schreiben? ihm danken für die gute Erziehung? das kann ich nicht, denn er hat mich sehr

schlecht erzogen. Soll ich mit ihm deßwegen zanken? das läßt doch auch die kindliche Liebe nicht zu. Endlich da er die Feder fast ganz zerkauet hatte: faßte er sie und schrieb, wie folgt:

Lieber Vater!

Gräme dich nur nicht um mich, denn ich lebe noch und es geht mir wohl. Ich stehe in der Provinz Neuyork bey einem Gerber in Arbeit und habe voll auf zu thun, aber auch satt zu essen und zu trinken, und bekomme einen guten Wochenlohn. Es ist gut, daß mich der liebe Gott unter die Soldaten kommen ließ. Da würde ich doch vom Müßiggange abgebracht, und zur Arbeit gewöhnt. Ach Müßiggang lehrte vieles Böses. Davon weiß ich ein Liedchen zu singen. Nun lebe recht wohl! Ich bin

Dein

treuer Sohn

Heinrich Glaskopf.

Den folgenden Tag wurden sämmtliche Briefe dem Herrn Feldprediger übergeben, der sie alle richtig zu bestellen versprach, und sie auch wirklich bestellte, bis auf den Brief an Meister Glaskopfen. Dieser war verschwunden, weil er in Concurs gerathen, und sein Haus, nebst allen Habseligkeiten verkauft worden war.

Bey dem Abschiede vom Feldprediger bestellte Glaskopf noch ein schön Compliment an den Herrn Hauptmann Benetnasch, welches auch ausgerichtet wurde.

Glaskopf ging nun wieder an seine Arbeit, Hollunder aber steckte einige Proben von des Gerbers Leder zu sich, und reiste aus, um demselben Absatz zu verschaffen.

## Eine wichtige Entdeckung.

Bey Tische lobte der Gerber Glaskopfen wegen seines Fleißes, ermahnete ihn, darin fortzufahren, und versicherte, daß es sein Schade nicht seyn würde. Dann bezahlte Glaskopf einen Ducaten Kostgeld für Heinrichen, den der Gerber mit einem sanften Lächeln einstrich. Denn, unter uns gesagt, obgleich der Gerber ein sehr fleißiger und ehrlicher Mann war, so hatte er das Geld gewaltig lieb.

Dann kam die Rede auf Heinrichen. Weil die Motten in seine Kleidung gerathen waren, so fiel ihm eine Feder nach der andern aus, und er sah am Ende aus wie eine Henne, die in der Mauser ist. Die Frau Gerberin äußerte, daß sie ihn neu kleiden wolle, wenn Glaskopf dafür Zahlung leisten wolle. Dieser versprach es zu thun.

Endlich fragte Glaskopf, ob nicht in der Nähe ein Uhrmacher sey, der seine Uhr wieder in Gang bringen könne?

„Einen Uhrmacher,“ antwortete der Gerber, „habe ich in der Nähe nicht. Ich bin aber selbst ein halber Uhrmacher. Wenn deine Uhr keinen Hauptfehler hat, so getraue ich mir schon zu, ihr zu helfen. Zeige sie mir.“

Der Gerber machte sie auf und sagte: „ich denke, dem Werke wird zu helfen seyn. Wenn ich es auseinander nehme und frisch in Oel setze, so denke ich soll es wieder gehen. Dann soll dich der ganze Spas nicht mehr als einen halben Dollar, kosten. Willst du mir diesen geben?

Gl. Gern. Wenn ich ihn auch nicht baar habe: so will ich mir ihn von meinem Wochenlohne abziehen lassen.

Jetzt wollte der Meister die Uhr zurückgeben, da fiel ihm das daran befindliche Petschaft in die Augen. Er besah es auch, aber da hätte man die Augen sehen sollen, die er dazu machte. Ohne ein Wort zu reden, ging er zu seinem Wandschränkchen, holte ein Paar Briefe heraus, und sagte seiner Frau, sie möchte ein Licht bringen. Sobald das Licht da war, nahm er eine Stange Siegellack und drückte das Petschaft auf einem Papiere ab, dann verglich er den Abdruck mit dem Siegel, das

auf seinen Briefen war, und fuhr heftig heraus. „Weiß der liebe Gott das ist es. Glaskopf! wie bist du zu der Uhr gekommen? aber schenke reinen Wein ein!

„Den kann ich wohl einschenken. Ich bin dazu gekommen, wie ich zu Wurzeln gekommen bin. Ich habe sie in dem Lande gefunden, in welchem ich als Einsiedler lebte. Sie lag neben dem Gebeine von Wurzels Vater, und hat ihm aller Wahrscheinlichkeit nach gehört. Ich habe sie auch gar nicht für mich behalten, sondern für Wurzeln aufbewahren wollen.

G. Hast du sonst nichts bey ihm gefunden?

Gl. Eine Schreibtafel.

G. Zeige sie mir geschwind.

Gl. Hier ist sie.

G. Du hast ja alles ausgelöscht. Doch nein! hier steht noch etwas. Den 14. November einem Matrosen einen Gulden. 15. November für Portwein zwey Ducaten. Ja! Ja! Das ist seine Hand! Die Thränen liefen ihm über die Backen, als er dieß sagte, und, ohne ein Wort weiter zu erklären, ging er fort und suchte den Herrn Feldprediger Alcor auf, der eben im Begriffe war, sich zur Abreise fertig zu machen. Diesem trug er den Casus vor, und sagte: „wenn ihn Glaskopf nur nicht gar todt geschlagen hat!“

Der Feldprediger ging die Briefe durch, die der Verstorbene geschrieben hatte, und bewies daraus, daß er ein Paar Jahre vor Glaskopfen abgereiset sey, daß ihn also dieser auf der Reise nicht könne umgebracht haben.

G. Aber vielleicht auf der wüsten Insel, wo er ihn allein fand.

F. Sollte dies Glaskopf gethan haben? Ich dächte, da hätte er das Kind auch umgebracht. Und ists nicht wahr, der Knabe kann kein Deutsch?

G. Wenig. Glaskopf gibt vor, da er ihn gefunden, hätte er kein deutsches Wort gewußt, als das Wort Vater.

F. Dies Beweist Glaskopfs Unschuld. Hätte er den Knaben gleich nach seines Vaters Tode zu sich genommen: so würde er seine Muttersprache noch gesprochen, und sie bey Glaskopfen nicht verlernt haben. Weil der Knabe aber das Deutsche ganz verlernt hat; so ist es außer Zweifel, daß er eine Zeit lang ganz allein nach des Vaters Tode in der Wildniß gelebt hat.

G. Ich danke Ihnen, lieber Feldprediger! tausendmahl, für die Auskunft, die Sie mir gegeben haben. Sie haben mir einen großen Stein vom Herzen genommen. Hätte ich den geringsten Verdacht gehabt, daß Glaskopf meines Bruders

Mörder sey: so dürfte er keine Stunde länger in meinem Hause bleiben. Leben Sie recht wohl!

Jetzt eilete er nach Hause, wo er Glaskopfen schon wieder bey der Arbeit antraf. So ungern er ihn in derselben unterbrach: so konnte er doch nicht länger warten, ihm das Geheimniß zu entdecken, das ihm beynah das Herz abgestoßen hatte. Er rief ihn also zu sich auf die Stube und sagte: „weißt du wohl, wer der Mann gewesen ist, dessen Gebeine du in einer Höhle fandest?"

Gl. Wer anders als Wurzels Vater?

G. Der war er freylich, er war aber auch mein Bruder.

Gl. Ist es möglich?

G. Ey das wollte ich meynen. Siehst du diesen Abdruck von dem Petschaft das an der Uhr hängt? ist er nicht dem Siegel, das auf diesen Briefen ist, vollkommen gleich?

Gl. Vollkommen!

G. Mein Bruder hieß Christian Grünspecht. Siehst du an seinem Petschafte den Grünspecht, wie er am Baume hinauf läuft? siehst du die Buchstaben C. G?

Gl. Alles richtig.

G. Er war Apotheker in der Pfalz. Da ihm aber seine Frau gestorben war, und er sich deßwegen weit von seinem Hause weg wünschte: so

schrieb ich ihm, er solle seine Sachen zu Gelde machen, eine Apotheke in hiesigem Orte anlegen, und seinen Ludwig, so heißt Heinrich Wurzel eigentlich, mir abtreten: da ich keine Kinder habe, und der liebe Gott mich mit Vermögen gesegnet hat. In diesen Briefen meldet er mir nun erst, daß er abreisen wolle, und ein Faß Johannisberger an mich abgeschickt habe. Das ist eben der Johannisberger, von dem wir tranken. Hernach meldete er mir, daß er wirklich abgereiset sey. Ach wie lange habe ich ihn erwartet! und nun bekomme ich von ihm nichts, als seinen Schedel, und seine Uhr!

Gl. Doch auch seinen Sohn.

G. Das ist freylich wahr. Dieser ist nun mein Sohn. Dir, lieber Glaskopf, danke ich tausendmahl, daß du dich des armen Jungen angenommen hast. Hier hast du deinen Ducaten wieder. Für seine Kleidung hast du auch nicht weiter zu sorgen. Jetzt gehe wieder an deine Arbeit!

Nun wurde der ehemalige Heinrich Wurzel, und nunmehrige Ludwig Grünspecht, nebst der Frau Grünspechtinn hereingerufen. Der erstere hatte, wie gewöhnlich, seines Vaters Schedel unter dem Arme. Meister Grünspecht nahm ihn weg, wies ihn seiner Frau, und fragte: „weißt du wohl, von wem dieser Schedel ist?" — Von meinem

Bruder Christian, und dieser Heinrich Wurzel ist sein Sohn Ludwig.

Dann nahm er den Kleinen auf seinen Schoos, küßte ihn herzlich, weinete dazu, und sagte: "du sollst nun mein Sohn seyn."

Die Frau Grünspechtin war vor Erstaunen außer sich; und erkundigte sich, woher ihr Mann dieß alles wisse! da er sie nun darüber belehret und zum Glauben gebracht hatte, nahm auch sie den Kleinen auf ihren Schoos, und versprach, daß sie ihn als Mutter behandeln wolle. Dieser wußte gar nicht, wie ihm geschah, lächelte, reichte aber die Hand nach seines Vaters Schedel, der ihm auch gegeben wurde.

## Das Schluß-Capitel.

Nun wurde Anstalt gemacht den kleinen Grünspecht zu entfiedern. Frau Grünspecht schnitt sogleich selbst für ihn ein Paar Hemden zu; dann wurden Schneider und Schuster herbeygerufen, die ihm Rock, Weste, Beinkleider und Schuhe anmessen, und dabey versprechen mußten, daß sie alles den folgenden Tag elf Uhr liefern wollten. Ein Paar Strümpfe wurden aus dem Kramladen geholt.

Während dieser Anordnungen arbeitete Glaskopf fleißig in seiner Werkstatt. Wenn es ihm gleich bisweilen ein wenig sauer wurde: so that er es doch mit Vergnügen. Gott, dachte er, hat dich hier angestellt, und du kannst ihm deine Dankbarkeit, für das viele Gute, das er dir erzeigte, nicht besser, als dadurch beweisen, daß du seinen Willen thust und fleißig arbeitest.

Da er aber Abends in sein Bette kam, fuhr ihm auf einmahl ein Gedanke durch den Kopf, der ihm eine unruhige Nacht verursachte. Du hast, dachte er, das Geld von Grünspechts Bruder noch. Dieß darfst du nicht verschweigen. Zwar weiß kein Mensch etwas davon; aber Gott! du weißt es. Wie sollt ich solch groß Uebel thun und mich an dem Herrn meinem Gott versündigen! Er würde sich sogleich entschlossen haben, die Sache dem alten Grünspecht anzuzeigen; er hatte aber noch folgende Bedenklichkeit: wenn du die Sache anzeigst, dachte er: so wird dein Meister das Geld von Hollundern zurückfordern, und dann ist die Freude des armen Schelms auf einmahl zu Wasser geworden. Er warf sich deßwegen einigemahl im Bette hin und her; endlich kam er doch zu einem festen Entschlusse, den er auch mit Tagesanbruch ausführte. Nachdem er seinem Meister einen guten Morgen gebothen hatte, zog er ihn bey Seite, und sagte: „lieber

Meister! ich habe bey dem Gerippe Ihres Bruders auch einen Beutel voll Geld gefunden, den ich für den kleinen Wurzel aufheben wollte."

„Das hast du thun wollen? du bist doch ein ehrlicher Deutscher. Jetzt geh an deine Arbeit, zu Mittage sollst du Bescheid haben."

In Meister Grünspechts Kopfe begann nun ein mächtiger Kampf zwischen der Dankbarkeit gegen den ehrlichen Glaskopf, und zwischen seiner eigenen Liebe zum Gelde. Endlich siegte doch die erstere. Wenn Glaskopf geschwiegen hätte, dachte er: so behielte er das Geld; nun aber, da er es anzeigt, willst du es ihm nehmen? Fi Meister Grünspecht! so darfst du nicht handeln.

Bey Tische also, zu welchem auch der Prediger des Orts, nebst ein Paar Nachbarn eingeladen war, erschien der junge Grünspecht in seiner neuen Kleidung, in welche er sich gar nicht recht zu schicken wußte. Besonders waren ihm die Schuhe im Gehen sehr hinderlich.

Bey Tische wurde wieder Johannisberger eingeschenkt, und manche Gesundheit getrunken. Endlich nahm Meister Grünspecht ein volles Glas, öffnete den Mund und sprach: „es lebe der ehrliche, gute Glaskopf, dem wir diesen vergnügten Tag zu danken haben!" dann ließ er den Johannisberger

in den geöffneten Mund und durch die Speiseröhre sanft in den Magen hinabfließen.

Hierauf öffnete er den Mund wieder und sagte: „lieber Glaskopf! hast du einen Beutel voll Geld bey meines Bruders Gerippe gefunden?

Gl. Allerdings.

G. Für wen hast du ihn aufgehoben?

Gl. Für Heinrich Wurzeln.

G. Da hast du nicht übel daran gethan. Es gib Heinrich Würzeln den Beutel.

Glaskopf wurde ängstlich, fühlte nach seiner Hosentasche stammelte und sagte: — ich — ich habe ihn nicht bey mir. Da brach der alte Grünspecht in ein Lachen aus, daß ihm der Bauch, der ziemlich dick war, wackelte. Sey kein Kind! sagte er, der Beutel gehört allerdings Heinrich Wurzeln. Es gibt ja aber keinen Heinrich Wurzel mehr! Dieß ist nun mein Sohn Ludwig Grünspecht, dieser macht auf den Beutel keinen Anspruch weiter. Laß mir nur die Uhr und die Schreibtafel zum Andenken an meinen Bruder! den Beutel mit Gelde überlasse ich dir.

Man stelle sich Glaskopfs Freude vor. Er stand auf, drückte seines Meisters Hand, und wollte sie küssen. Dieser aber zog sie zurück, und sagte: „wa! wa! wa! wozu diese Comödie! Du bist ein ehrlicher Kerl, und daß du siehst, daß ich ehrliche

Leute zu schätzen weiß, so habe ich Zeug zu einem Rocke für dich bestellt; morgen kannst du dir ihn anmessen lassen."

Für den jungen Grünspecht wurde nun ein Informator gehalten, der ihm im Lesen, Rechnen, Schreiben und dem Katechismus Lutheri Unterricht ertheilete, ihn auch mensa und amo decliniren und conjugiren lehrete. Glaskopf — arbeitete zu seines Meisters Zufriedenheit, und wenn er da und dort etwas nicht recht wußte: so nahm er von ihm guten Rath an.

Nach vier Wochen kam auch Herr Hollunder von seiner Reise zurück, und hatte Meister Grünspechts Leder so viel Absatz verschafft, daß dieser nicht genug liefern konnte. Sie wurden darüber einig, daß sie den Gewinn mit einander theilen wollten, und Herr Hollunder stand sich sehr gut dabey. Noch besser stand er sich aber bey seinem Handel mit Ochsenhäuten. Denn da profitirte er nicht nur an den Häuten, sondern auch an der Leinewand, die er dagegen erhielt. Den Gewinn, den er davon zog, wendete er nun ganz dazu an, den Kaufmann in Augsburg zu bezahlen, und hatte nach vier Jahren die große Freude denselben, bis auf den letzten Pfennig und Heller befriedigt zu haben.

Nun hatte er sein reichliches Auskommen, und schloß daher ein eheliches Bündniß mit Mary

Steffens, eines Kaufmanns Tochter, die er bey ihrem Vater in Boston hatte kennen lernen.

Was fangen wir nun aber mit unserm Glaskopf an? Dieser ist jetzt auch alt genug um eine Frau nehmen zu können. Da er ein fleißiger Arbeiter ist, so wird er sie auch ernähren können; und, da er sich gebessert hat: so verdient er auch, daß er eine rechtschaffene Frau bekomme.

Sein Meister hat eine Sclavinn, ihr Nahme ist Fanny. Wie wäre es, wenn wir ihm diese gäben? freylich ist sie schwarz wie ein Rabe; aber Glaskopf, der schon seit einiger Zeit ein Auge auf sie geworfen hatte, wollte bemerkt haben, daß sie ein gutes Herz besäße. Sie diente ihrer Herrschaft redlich, und wenn der alte Grünspecht sie bisweilen anpolterte: so betrug sie sich dabey gelassen. Kurz Glaskopf glaubte, daß dieß eine Frau für ihn wäre.

Er entdeckte seine Meynung erst Herrn Hollunder. Dieser zuckte zwar die Achseln, am Ende sagte er aber doch: „wenn das Mädchen ehrlich ist, und du es lieb hast: so nimm es in Gottes Nahmen! Es sollen in America mehrere Europäer mit schwarzen Frauen glücklich leben. Du hast mir einen großen Gefallen damit gethan, daß du mir dein Geld vorstrecktest. Willst du mit mir in Compagnie handeln?" — Glaskopf nahm diesen Vorschlag mit Freuden an.

Er sprach nun seinen Meister um die Fanny an. Dieser lachte aus vollem Halse über den Antrag. Zum Kuckuck: sagte er, was willst du denn mit der Negerinn machen?

Gl. Sie heyrathen, lieber Meister!

G. Gibt es denn keine weißen Mädchen mehr?

Gl. Diese mag es wohl geben, aber hier zu Lande kenne ich keins, daß mir gefiele. Auf die Farbe kömmt es nicht an, wenn nur das Herz gut ist.

G. Aber nun soll ich deine Frau auch ernähren?

Gl. Das ist meine Meynung gar nicht. Wenn Sie mir, lieber Meister, die Fanny geben: so will ich mich von Ihnen trennen und meine eigne Wirthschaft anfangen.

G. Geh mir aus den Augen!

Meister Grünspecht berechnete, wie vielen Vortheil ihm bisher die Fanny und Glaskopf durch ihre treuen Dienste gebracht hätten, und war darüber aufgebracht, daß er nun beyde verlieren sollte. Er ging also zur Frau Grünspechtinn und sagte ihr, mit vieler Heftigkeit, was für dummes Zeug Glaskopf mache.

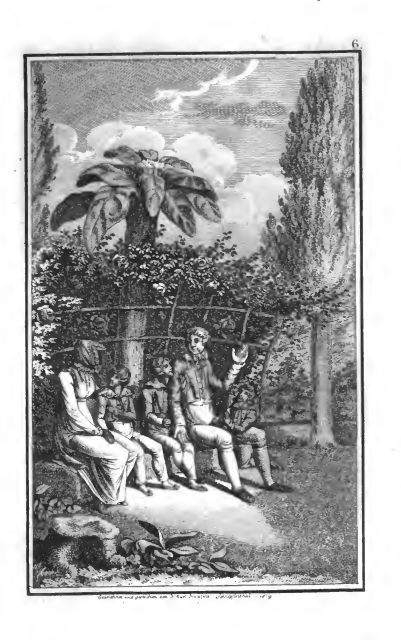
Frau Grünspechtinn war der Fanny gut, und hatte daher in ihrem Herzen eine heimliche Freude, als sie vernahm, daß sie einen rechtschaffnen Mann haben sollte. Vorerst stellte sie sich indeß doch an,

als wenn sie auf den Verliebten böse wäre, und sagte: vielleicht läßt er sich noch zureden. Da sie aber nach ein Paar Tagen einmahl merkte, daß Meister Grünspecht, bey einem Gläschen Wein, guter Dinge war, lenkte sie das Gespräch auf Glaskopfen, lobte seinen Fleiß, seine Ehrlichkeit und wiederhohlte, was er an dem jungen Grünspechtchen gethan habe. Am Ende sagte sie: „ich dächte doch, lieber Mann, du wärest gegen den redlichen Burschen dankbar, und gäbst ihm die Fanny." Sie sagte dieß mit so viel Herzlichkeit, daß er, nach einigem Wortwechsel, wirklich seine Einwilligung dazu gab.

Die Hochzeit wurde bald, zwar ohne großes Gepränge, aber sehr vergnügt vollzogen. Das neue Ehepaar zog in Herrn Hollunders Haus. Glaskopf reisete im Lande umher und kaufte Ochsenhäute ein, und Herr Hollunder besorgte die Rechnung und den Briefwechsel, und beyde erwarben sich ein ansehnliches Vermögen, durch Fleiß und gute Wirthschaft.

Frau Glaskopf schenkte ihrem Manne drey Söhne. Von Kindheit auf hielt sie ihr Vater zur Religion an, und flößte ihnen Ehrfurcht und Vertrauen gegen Gott ein. Oft, wann er unter ihnen saß: pflegte er zu sagen: „Kinder! verlaßt euch auf die Paar Thaler nicht, die eure Aeltern durch

6.



ihren Fleiß sich erworben haben. Die sind sehr vergänglich; Feuer, Wasser, Krieg, Räuber können uns in Einer Nacht alles rauben, was wir in vielen Jahren, mit saurer Mühe erworben haben. Das aber, was man gelernt hat, das bleibt. Und wenn Trübsal eintritt, und böse Menschen unsere Freude uns verleiden: so kann uns Geld und Gut nicht retten. Aber die Religion, lieben Kinder, die stärkt, die beruhigt, die rettet uns in allen Nöthen. **Die Religion ist das Beste, was ein Vater seinen Kindern mitgeben kann.**

---

## In der Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal sind nachstehende Schriften erschienen:

Salzmann's, C. G., Bildniß in halber Lebensgröße, von Bolt gestochen. Folio. 18 Gr.

Dieses Bild ist, nach dem Urtheile Aller, die den seeligen Salzmann kannten, das getroffenste, das von ihm erschienen ist.

Salzmann's, C. G., christliche Hauspostille, 5 Bdch. 1 Rthl. 16 Gr.

— — Conr. Kiefer, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder. Ein Buch fürs Volk. 8. 2te Aufl. 12 Gr.

— — Conrad Kiefers ABC- und Lesebüchlein, oder Anweisung, auf die natürlichste Weise das Lesen zu erlernen. 1r Thl. 3te Aufl. 6 Gr.

— — 2r Thl. 2te Aufl. 6 Gr.

Der 1te Theil dieses Büchleins enthält Erzählungen, wie man sie gewiß nicht leicht passender und anziehender für Kinder finden wird, die den ersten Unterricht im Lesen erhalten. Nach der beigefügten Anweisung können Mütter und Erzieherinnen durch die dabei befindliche Buchstaben-Tabelle, wenn dieselbe auf Pappe gezogen und zerschnitten wird, Kinder von 4—6 Jahren Stunden lang auf das angenehmste unterhalten.

Der 2te Theil **enthält Fabeln von Gellert, Pfeffel und Andern, nebst einigen Erzählungen von Salzmann.**

Dasselbe Büchlein mit schwarzen Kupfern. 2 Thle. à 1 Rthlr. 12 Gr. 3 Rthlr.

mit illum. Kupfern à 2 Rthlr 12 Gr. 5 Rthlr.

Salzmann's, C. G., der Himmel auf Erden. Auf Schreibp. mit 1 Titelkpfr. 2te verbess. Aufl. 1 Rthlr.

Dasselbe auf Druckpapier. 16 Gr.

Dieses Buch enthält 2 Abschnitte folgenden Inhalts:

1s Buch. Von der Seligkeit, die wir in uns selbst finden können.

2s Buch. Von dem Umgange mit Gott und der daraus entspringenden Seligkeit.

3s Buch von der Seligkeit, die aus der Betrachtung der Werke Gottes entspringt.

4s Buch. Ueber die Erlösung von den Mühseligkeiten dieses Lebens.

Salzmann, C. G., Elements of morality, translated from the German by M. Wollstonecraft. 16 Gr.

Dieser nach der Londoner Ausgabe aufs correcteste besorgte Abdruck ist eins der passendsten Lesebücher für Anfänger in der englischen Sprache.

— — pädagogisches Bedenken über eine Schrift des Hrn. Hofrath Faust. 8. 1 Gr. 6 Pf.

— — Revolutionsgespräche zwischen dem Boten, Wirth und einem Weber. 8. 4 Gr.

— — Taschenbuch zur Beförderung der Vaterlandsliebe. Mit Kupfern. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutschen des achtzehnten Jahrhunderts. gr. 8. Auf holländisch Papier 2 Rthlr.

Auf Druckpapier 1 Rthlr. 12 Gr.

— — erster Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von 8 — 10 Jahren. 2te Aufl. 8. 18 Gr.

Dasselbe, wohlfeile Ausgabe, 2te Aufl. 8 Gr.

Salzmann's, C. G., Heinrich Gottschalk in seiner Familie oder erster Religionsunterricht für Kinder von 10 bis 12 Jahren. 8. 18 Gr.

Dasselbe, wohlfeile Ausgabe 8 Gr.

Diese beyden Bücher enthalten Erzählungen (gleich der im 1ten Theile des moralischen Elementarbuches) in welche der Unterricht in der Sittenlehre und der erste Unterricht in der Religion verwebt sind.

— — Unterricht in der christl. Religion. 8. 6 Gr. wohlf. Ausg. 3 Gr. Partie-Pr. 10 Expl. 1 Rthl.

— — Première Instruction dans la morale pour les enfans de huit à dix ans. Traduit de l'allemand par J. V. Le Roux-Laserre. 8. 18 Gr.

— — Henri Gottschalk dans sa Famille, ou Première Instruction dans la Religion pour les enfans de 10 à 12 ans. Traduit de l'allemand par J. V. Le Roux-Laserre. 8. 20 Gr.

Diese beyden Uebersetzungen sind als Lesebücher beym ersten Unterrichte in der französischen Sprache zu empfehlen.

— — Kupfer zu dem ersten Unterrichte in der Sittenlehre, und der Französischen Uebersetzung desselben. 1s Heft, 12 Vorstellungen enth. 1 Rthlr.

— — ausführliche Erzählung, wie Ernst Haberfeld aus einem Bauer ein Freiherr geworden ist. 8. 10 Gr.

Dieses äußerst unterhaltende Buch ist deßhalb so wohlfeil (27 Bogen 10 Gr.), damit dessen Verbreitung unter dem Volke dadurch erleichtert werden soll. Landprediger, Schullehrer und andere Personen, die eine solche Schrift unter den Landleuten verbreiten können, und den kleinen Betrag an den Ankauf desselben verwenden wollen, werden ihm ihre Empfehlung gewiß nicht versagen.

Salzmann, C. G., Ameisenbüchlein, oder Anwei-

sung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher. 8. 18 Gr.

Dasselbe wohlfeile Ausgabe. 8 Gr.

Der Consistorialrath Natorp sagt in seiner kleinen Schulbibliothek über diese Schrift:

„Dieses Büchlein sollte jeder Schullehrer und Erzieher so lange zu seinem täglichen Erbauungsbuche machen, bis er sich die Gedanken, Grundsätze und Gesinnungen, welche Salzmann hier äußert, tief und unauslöschlich eingeprägt hätte, und kein Schullehrer sollte sein Amt antreten, ohne sich zuvor nach diesem Buche selbst geprüft zu haben." rc.

Salzmann's, G. C., über die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Mit einem Grundriß von dem Landgute Schnepfenthal. 8. 16 Gr.

— — Joseph Schwarzmantel. Ein Unterhaltungsbuch für die Jugend mit einem Kupf. 8. 20 Gr.

Der Bote aus Thüringen, 1789, 90, 92 bis 1816. Jeder Jahrgang 18 Gr.

Die 24 letzten Jahrgänge 1793 bis 1816 incl. erlassen wir zusammen, so lange die dazu bestimmte Anzahl Exemplare hinreicht, für 8 Rthl.

---

**Von nachstehenden neueren Schirften unsers Verlags sind die mit * bezeichneten ganz vorzüglich zu Weihnachts- und Geburtstagsgeschenken für die Jugend zu empfehlen.**

* Ausfeld, J. W., der Kinderfreund aus Schnepfenthal, 1r Jahrgang mit 2 Kupfern, gr. 8. 2 Rthlr. 2r Jahrgang mit 12 Kpfrn. gr. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

* — — J. C., Teutschlands merkwürdige Gebirge und Gewässer, nebst politischer Eintheilung auf 2 Charten mit erklärendem Texte. 10 Gr.

Zum Gebrauch für Schulen erhält man von diesen Charten 12 Exempl. für 4 Rthlr.

* Glatz, (Consistorialrath in Wien) Vater Traumann, ein Lesebuch für die Jugend 18 Gr.
gebunden mit 6 Kupf. zu Salzmanns Sittenlehren. 1 Rthlr.

* GutsMuths Spiele zur Uebung und Erholung des Geistes und des Körpers. Für die Jugend, ihre Erzieher und alle Freunde unschuldiger Kinderfreuden. Mit 16 kleinen Rissen, 3te Auflage. 1 Rthlr. 8 Gr.

* — — Gymnastik für die Jugend. Enthaltend eine praktische Anweisung zu Leibesübungen. Ein Beytrag zur nöthigsten Verbesserung der körperlichen Erziehung. 2te gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe. Mit 12 Kupf. gr. 8. 3 Rthlr.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes dieser Schrift für die aufwachsende Jugend ist längst von den gründlichsten Pädagogen anerkannt worden. Der Verf. zeigt in derselben zuerst die Nothwendigkeit der Leibesübungen zur Bildung und Stärkung des Körpers, so wie den Einfluß derselben auf die Gesundheit, auf die Heiterkeit des Geistes, auf die Stärkung, Abhärtung, Thätigkeit und Bildung des Körpers, und auf die Erhöhung der Geisteskräfte, stellt dann die gymnastischen Uebungen in systematischer Ordnung auf und beschreibt dieselben so praktisch, daß jeder Erzieher, der sie einstudirt, die Ausführung mit seinen Zöglingen ohne große Vorrichtungen übernehmen kann.

Bey der rauhen Jahreszeit, wo die Jugend mehr an das Zimmer gefesselt ist, als im Sommer, ist man oft um eine zweckmäßige Beschäftigung derselben verlegen. Als hinreichenden Stoff dazu liefernd, können Eltern und Erziehern folgende drey Schriften ganz besonders empfohlen werden:

* Blasche, der Papierformer, oder Anleitung allerley Gegenstände der Kunstwelt aus Papier nach-

zubilden. Ein Handbuch für Erzieher, zum Behuf einer gehaltvollen Beschäftigung ihrer Zöglinge. Mit 10 Kupfert. 4te Aufl. 8. 1 Rthl.

* Blasche, Papparbeiter, oder Anleitung in Pappe zu arbeiten, vorzüglich Erziehern gewidmet. Mit 3 Kupfertafeln. 4te Aufl. 1 Rthlr.

* Dessen neue Muster zum Papparbeiten, mit 5 Kupfertafeln. 8. 14 Gr.

Ausfeld, J. C., Generalkarte über die Religionskriege des 16. und 17ten Jahrh. in Teutschland, nebst 2 Karten von Teutschland und erklärendem Text. 2te Ausg. 1 Rthlr.

— — J. W., Religionsvorträge, gehalten im Betsaale zu Schnepfenthal. gr. 8. 20 Gr.

Dessen Freundesworte an Glückliche; religiös-moralischen Inhalts. 8. Geheftet 12 Gr.

Beutler's Sittenlehren und Klugheitsregeln in Versen, für Schullehrer zum Vorschreiben und für Schüler zum Lernen, 7te Aufl. 8. 1 Gr.
50 Exemplare 1 Rthlr. 12 Gr.

Rautenberg's homerische Fibel, etymologischer Cursus. 4. Mit 3 Tabellen. 16 Gr.

Derselbe, das griech. Zeitwort. 8. Nebst 15 Tabellen in Fol. Für den Selbstunterricht 1 Rthl. 6 Gr.

* C. Ritters 6 Karten von Europa über Producte, physikalische Geographie und Bewohner dieses Erdtheils, mit erklärendem Texte. Neue, in Hinsicht der politischen Grenzen berichtigte Ausgabe. Geheftet 2 Rthl. 12 Gr.

So eben ist fertig geworden:

Kurze Nachricht über die gegenwärtige Einrichtung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Nebst einer Ansicht der Erziehungsgebäude. gr. 8. 6 Gr.

Ein vollständiger Catalog unsers Verlags ist durch alle Buchhandlungen gratis zu haben.

